P. o.germ.
282
td

o. germ. 282^10 Drobisch

Thron und Herz.

Historischer Roman

von

Theodor Drobisch.

Leipzig, 1843.
Verlag von Franz Peter.

431. D.

So viel Arbeit um ein Leichentuch.

Graf Platen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sonnenstrahl ist die Zunge der Erde und das Licht des Tages ihre vielstimmige Rede; denn nur lebendig sind Berg und Thal, Wald und Fluß, wenn das heitere Licht darüber fließt; dann scheinen sie beweglich und bewegt, es ist, als ob die Natur still läge, aber doch, als ob die große Blut- und Lebensader sichtbar und hörbar darinnen pulsirte, es ist eine überirdische Bewegung, die dem rohen Sinne gar nicht sichtbar sein kann. Aber wenn der Tag seinen Mund schließt, und die uralte Nacht, die stumme, lautlose, sich über die Erde lagert, dann scheinen auch der Erde Lippen geschlossen, dann zieht sich das gewaltige Schweigen über die ganze Natur hinweg, die Rede und das Leben ersterben und ein Wesen anderer Art legt den ehernen Finger bedeutsam auf der Erde Mund, daß sie das tiefe Geheimniß der mystischen Nacht nimmermehr verrathen möge, in welches noch kein Sterblicher geschaut hat.

Eine solche geheimnißvolle Nacht hatte sich mit ihren Regenschauern, die dem nördlichen Frankreich eigen sind, über Paris gelegt, als im Juli des Jahres 1578 der Astrolog des Königs von Frankreich, Pierre Matthieu,

auf seinem Zimmer saß, welches sich in einem alten Thurme befand, der unmittelbar an das Louvre stieß und durch einen Gang mit demselben verbunden war. Der matte Schein einer Ampel beleuchtete spärlich das runde, mit Täfelwerk verzierte Zimmer, das zugleich als Laboratorium diente. Der ganze Raum war mehr ein dunkeles Gewölbe mit einer Eingangsthür und zur Seite eine Tapetenthür. Auf dem Sims und im Zimmer herum sah man allerhand Geräthe und astrologische Arbeiten, Sphären, Charten, Quadranten und in einer Rotunde die Planetenbilder. Auf den alten massiven Schränken, die theils mit Büchern und Pergamentrollen angefüllt waren, sah man Schädel und Gerippe aus der Thier- und Menschenwelt. Dicht an einem verhängten Spiegel saß der Alchymist Matthieu, im Lesen eines Buches vertieft. Er war ein Mann von gereiften Jahren und stand wegen seiner Kenntnisse, die sich vorzüglich auf die geheimen Kräfte in der Natur erstreckten, in großem Ansehen, zumal in jener Zeit der Glaube an überirdische Wesen, an gute und böse Geister, noch bei Hoch und Niedrig Wurzel faßte. Das Aeußere des Astrologen vermehrte das geheime Grauen noch mehr. Auf sein schwarzes talarartiges Kleid von Serge, das mit arabischen Zeichen und Ziffern geschmückt war, wallte der lange graue Bart, der so weit herabreichte, daß er die große silberne Schnalle am Gürtel fortwährend blank hielt. Auf der hohen ge-

furchten Stirn lag ein tiefer Ernst, und die großen grauen Augenbraunen umzogen wie düstere Wolken die Bläue seiner Augen, die wie Sonnen hervorblitzten, wenn er der Natur ein Geheimniß abgelauscht oder sonst eine wichtige Entdeckung zu Nutz und Frommen der Wissenschaft gemacht hatte. Heute aber furchte er sie zusammen wie Gewitterwolken, was oft geschah, wenn er die Nichtigkeit seiner angestaunten Kraft erwägte und das Werk der Lüge und Blendung die bethörte Menge für überirdische Macht hielt.

Mürrisch klappte er den schwarzen mit Blechbändern versehenen Folianten zu. Nachdem er die Hand darauf gelegt und seine Stirn in Falten gerunzelt, sprach er dumpf und monoton: „Hinweg! hinweg! — Eitel vergeblich Mühn. — Das Reich der Geisterwelt bleibt wie des Zirkels Viereck unergründet. Was frommt mir all mein Forschen, all mein Wissen? — Ein ewig Blenden im Licht der Hoffnung; ein ewig Dämmern auf des Denkens Tiefen. Ich stammelte Gebete, beschwor herauf die Schaar der Geister, als mein Glanzgestirn sich vom Nadir bis zum Zenith erhob. Gleich dem Simon Stylites habe ich mich kasteit und stoisch den Freuden dieser Welt entsagt, um mich zu befreunden mit der Welt da droben oder mit der — da unten. — Umsonst, der Wahn allein bleibt Herr und die Vernunft ein todter Götze. Der weite unermeßliche Raum vom

Vater aller Dinge bis zu der Willkühr der Minute, bis zu dem Menschen ist öd und leer; kein Mittelding ist vorhanden, was diese Kluft mit seinem Geist erfüllte. Und hier, das hohe gepriesene Werk des Nostradamus schrieb, was ist sein Inhalt? — Trug! Wahn! ein unsäglich bitteres Nichts."

Entflammt und ergriffen von der Gewalt der Begeisterung, erhob er sich von seinem Sessel und sprach mit erhöhter Stimme: „Ja! ja! ich fühl's, hier, wo das Leben seine Pulse treibt, hier, in meinem Innern, wo das Leben haus't, fühl ich es, daß mein Geist über tausend andere rege Geister emporragt, doch der ewige vom Fluch erzeugte und die Welt umklammernde Gigant, der Zwang der Noth ist es allein, der die hohe waltende Kraft in das Kleine und Gemeine herabreißt: ja! der Zwang der Noth, er allein ist es, der uns hinwegzerrt von den Pforten des Paradieses, er ist der Zerstörer all der Elisiumsträume und macht, daß wir hinwegkeuchen müssen, wie ein gehetztes Wild, um eine Zuflucht zu suchen am Thor der Hölle. Und doch, doch fleht der Mensch um ein längeres Leben, wenn Leben Krankheit wird. Er fleht noch länger zu irren in dem Garten niedergestampfter Freuden, die ertränkt von den Zähren der Reue gleich giftigen Schlangen dahinwuchern und ihm sein Dasein vergällen. Ach! er fleht nur um ein längeres Siechthum, um ein längeres Sterben."

Während er in ein tiefes Brüten versank, öffnete sich leise die Tapetenthür, durch welche verschleiert und angethan in schwarzen Sammtkleidern, des Königs Mutter, Catharina von Medicis, unbemerkt hereintrat. Sie, die Hohe, die Gefürchtete, die seit dem Tode ihres Gatten unter dem schwachen König, Franz den Zweiten, so wie unter dem starrsinnigen Carl den Neunten, Frankreich beherrschte, und noch jetzt, unter der Regierung Heinrich des Dritten das Staatsruder führte, schritt langsam vor und sprach mit herablassender Stimme: „Guten Abend!"

Der Astrolog war aber so vertieft, daß er die Gegenwart der hohen Gebieterin nicht bemerkte. Indem er die Ballen seiner Hände herabsinken ließ, die er auf seine Augen gelegt hatte, hub er langsam an: „Strahlt mir kein Licht in dieses Labyrinth? — O nein! verdammt ist die Vernunft, zuzuschauen, wie das Laster kühn die Tugend unterdrückt; wie der Frevel stolz und üppig am Kelch der Wonne schwelgt, und Narren niederreißen, was unter Mühen und Beschwerden der Weise aufgebaut. Hinweg! hinweg! ist schändlich auch mein Streben im Bereich des Wissens betrogen, ich fühle mich auf einer höhern Stufe, als wo das launische Schicksal mich hingestellt. Hab ich auch oft gehandelt wider meine Ueberzeugung, alle diejenigen, die sich meinem Truge unterwerfen, sind schlechter noch

als ich und stehn als Meister in der Sünde vor dem Schüler."

Da trat Catharina von Medicis vor und sprach mit fester Stimme: „Ihr träumt! wacht auf!"

Erschrocken wendete sich der Astrolog um. Die Königin Mutter noch so spät, das deutete etwas Wichtiges. Der Alte faßte sich aber plötzlich und lispelte: „Wie? Majestät! — verzeiht!" —

„Hütet Euch vor Lauschern!" nahm Catharina von Medicis das Wort, „wenn Euere Zunge mehr sagt als sie soll."

„Mit meinen Geistern sprach ich, Majestät! — Ich zürnte nach Art der Geisterseher, ich gebot, ich — sprach einen Bannfluch."

„Geister? — Wo sind sie? — Fliehen sie die Hohen, die Mächtigen der Erde, die da sitzen auf den Thronen?"

„Nur in gewissen Stunden erscheinen sie den Geweihten. Für Profane ist nicht ihre Welt. — Doch, Majestät, so spät und ganz allein an einem Ort, den die Menge beim hellen Tageslicht meidet?"

„Ein ehrlich Werk fragt nicht nach Ort und Zeit."

„Ihr kommt vom Louvre?"

„Nicht doch. Durch den Gang, der drüben das Hôtel de Soissons mit diesem Thurm verbindet, gelangte ich zu Dir."

„Was begehren Majestät?"

„Dich. — Dich begehr ich."

Der Astrolog sah die Gebieterin starr an; ein Schauer durchrieselte seine Glieder, denn er fühlte es nur zu gut, daß die Großen und Mächtigen sich nur dann um Niedere bekümmern, wenn es gilt, sie zu verfolgen, oder sie aufsuchen, damit sie als Werkzeug ihrer Rache dienen sollen. Doch, er war ja im Dienst des Königs und neigte deshalb sein Ohr willig hin, als Catharina von Medicis mit gedämpfter Stimme begann: „Ein doppelsinnig Spiel entwickelt sich. Dir allein vertraue ich es an, Dir allein, in der Hoffnung, daß Deine Treue mir Bürge ist für den Gewinn. Bedenke, was ich gesprochen, denn Du weißt, daß la Mole den Scheiterhaufen bestieg, daß er sein Leben in den Flammen endigte, um jene schwarze Kunst, der auch Du ergeben. Prüfe nicht, wähle nicht, wo ich sage, ich will, es muß sein. Bedenke, daß ich Richter in meinem Solde habe, die ein Todesurtheil aus der Luft greifen, Richter, denen es gleich ist, ob ein Kopf unterm Beil des Henkers fällt oder das Laub von den Bäumen des Waldes."

Der Alte verneigte sich vor der Herrscherin und begann: „Majestät! zwanzig Jahr bin ich im Dienst des Hofes. Stets erprobte sich meine Treue, wenn es galt die Feinde zu bekämpfen, wenn es galt die Sicherheit und Ruhe meiner Gebieter."

„Tod jedem Feind! Tod jedem, der es wagt, die Krone oder unsere geheiligte Person anzutasten. — Matthieu! Ihr seid ein Ehrenmann! — Doch sag: hast Du die Ligue mit nnterzeichnet?"

„Majestät! es ist geschehen!"

„Wo versammeln sich heute die Liguisten?"

„Hier, in meiner Behausung."

„Wenn?"

„In wenig Stunden kommen die Häupter hier an. Wollt Ihr Zeuge sein? hier, dies Gemach, das außer Euch Niemand kennt, steht Euch offen. Kein Wort entgeht dem Lauscher."

„Nicht doch. — Ich habe Dich erprobt. Brav, Meister! — Erstatte mir später von Allem was Du vernimmst treuen Bericht. Doch tiefes Schweigen fordere ich vor meinem Sohne, dem König. Hörst Du?"

„Majestät! ein Wink von Eurer Hand und — ich verstehe."

„Nun, so vernimm: — Es gilt zwei Feinde zu stürzen. — Zwei Gegner, welche sich mir hemmend in den Weg stellen. Zwei Feinde, die dem Arme vorgreifen wollen, der Frankreich regiert. Einer muß stürzen, nur Einer von ihnen, denn der Andere fällt zugleich mit."

Lauschend horchte der Astrolog dieser Rede. „Zwei

Feinde? Majestät! ich verstehe. — Anjou und Navarra."

„Nein, Meister!" erwiederte Catharina von Medicis. „Euer Wissen trügt. Nimmer fürchtet Catharina diese Beiden. Allein zwei Andere erkühnen sich, in die Speichen des Räderwerks zu greifen, das von meiner Hand getrieben wird. Ihr kennt sie Beide, kennt ihre Macht, sinne nach, Deinem Scharfsinn entgehen sie nicht, es ist —"

„Der Herzog von Guise?"

„Wohl getroffen, Freund!"

„Und dann — Graf St. Megrin!"

„Bravo, Meister! — Graf St. Megrin, der die Herzogin von Guise mit einer Leidenschaft liebt, wie es noch kein Sterblicher gethan und, wie ich nur zu gut fühle, auch Gegenliebe gefunden hat."

Entsetzt trat der Astrolog zurück und rief: „Wie? Gegenliebe? von ihr, der Herzogin, die keusch und rein wie das Licht der ewigen Sonne? Nein, Majestät! — Sagt mir: die Wellen des Meeres versteinern sich, die Gräser tragen Früchte, ich will es glauben, aber laßt nur diesmal der Tugend ihren Sieg."

Catharina von Medicis lachte höhnisch auf. „Tugend! Tugend! Geh mit Deinem Pöbelglauben, der den matten fahlen Widerschein von Ehre für Verdienst und Tugend anerkennt und wähnt: das Bündniß einer

Ehe sei unauflöslich. Empor den Blick und schaue hin auf die Großen, die weit, weit hin blicken von der Höhe ihres Standes und gleich einem Grashalm mit flüchtigem Fuße das Gesetz zertreten, das Eueren Augen als eine Scheidewand aufgethürmt erscheint, an dem sich die Wellen der Jahrtausende zerschellen. Das Band der Ehe, wer wirkt es? — Priesterhand. Der Mensch kann irren, und vor allem die geistliche Macht. Und wer sollte der Herzogin zürnen, wer den wahrhaft schönen Mann gesehen, der ausgerüstet mit der Kraft und Fülle der Jugend gleich einem glühenden Vulkan der Liebe Gluth in die Herzen aller Frauen versendet. Schaff mir das Weib, das nicht zerschmilzt von der Gluth der Töne, wenn seine Lippe von Liebe girrt, wenn er stammelt die Schwüre, die alle Fesseln lösen, welche Ehre und Gesetz den schwachen Weibern auferlegt. Sein Herz ist der wunde Fleck, den wir angreifen müssen. Das Herz ist stark, aber gerade in der Fülle seiner Kraft und Hoheit ist es am schwächsten, darum beginne Dein Werk, es ist ein Kinderspiel, denn die Liebe ist blind und sieht nicht die Netze, die hell zu Tage liegen; ein Mensch der liebt, ist ein Kind, das sich locken läßt zu jeglicher Stunde."

„Herz! Liebe! — Majestät! meine Sinne verwirren sich, sagt, was soll ich thun bei diesem Spiel?"

„Ihr sollt mit Hilfe Eurer Kunst auf diese Liebe

Nachtthau und Sonnenschein senden, daß sie blühe und sich entfalte, gleich dem Apfel im Paradies, der sich röthete unterm Hauch der Schlange und schuldig war am Fall der ersten Menschen. Auf! die Schlange lebt und das Verhängniß ist der Racheengel mit dem Würgschwerte. Versteht mich wohl, Ihr müßt dem Paar noch heute Gelegenheit verschaffen, daß sie sich gegenseitig ihre Liebe erklären. Noch heut und hier, an diesem Ort."

„Wie? noch heut, und hier in diesen öden Mauern? Majestät! hier scheitert meine Kraft. Nur Geister beugen sich vor meiner Macht, aber den Geist des Menschen in ein Joch zwängen, nein! so wahr die —"

„Schweigt!" unterbrach ihn Catharina von Medicis. „Spart die leeren Reden und Ausflüchte, denn Ihr wißt ja, daß ich mit Zuversicht zu Werke gehe und nichts dem blinden Ohngefähr überlasse. Nur ein Thor stützt sein Gebäude auf Sand und säet in die Furchen des Meeres, ich aber suche sichern Grund und kein Baumeister soll mir ein Körnchen davon verrücken. Ich brauche keine Weisen und Räthe an meinem Hofe und nehme ich ja zu den Letztern meine Zuflucht, so bediene ich mich ihrer doch nur als Werkzeug. Dich und die Mittel, die Dir zu Gebote stehen, brauche ich jetzt, damit ich das gewünschte Ziel erreiche."

„Was befehlen Majestät?"

„Dort, jenes Cabinet soll jetzt der Herzogin zum Asyl dienen.“

„Die Herzogin — in jenes Gemach. — Wie soll ich dies vermögen?“

„Auf leichte Art. — Sie ist nicht mehr Herr ihres Willens, denn alle ihre Sinne habe ich eingeschläfert mit dem Safte, den Eure Kunst bereitet. Kaum hatte sie die Schwelle des Palastes überschritten, als ich ihr die Limonade reichen ließ, angefüllt mit den berauschenden Tropfen.“

„Ganz recht! das Mittel übt seine Kraft.“

„Darum hinweg, und nicht gesäumt. Mein Kammerdiener Moré hält Wacht. Eilt hin zu ihm, er erwartet Euch. Durch den unterirdischen Gang tragt Beide die Herzogin in dies Cabinet; doch still und mit Vorsicht, damit sie nicht erwacht.“

„Erwachen? — Unmöglich Ding! der Trank ist halber Tod. Doch —“ hier wendete er sich nach einem Schrein und nahm ein kleines Fläschchen heraus, „nur ein Hauch von dem hier verschlossenen Geiste, ruft sie wieder in das Leben.“

Catharina von Medicis nickte beifällig und sprach: „Bewahrt es wohl. Doch jetzt hinweg und nicht gesäumt. — Auf! thut Eures Amtes. Vorsicht! Vorsicht!“

Der Astrolog eilte durch die Cabinetsthür ab, um

ohne Säumen dem Willen der Gefürchteten nachzukommen. Catharina von Medicis starrte dem Flüchtigen nach; eine Todtenstille herrschte in dem Gewölbe. Nach einer Pause begann die Herrschsüchtige mit triumphirender Miene: „Wohlan! die größten meiner Feinde, Graf St. Megrin und Heinrich von Lothringen stehen sich jetzt feindlich gegenüber und alles dieses durch die Hand eines Weibes. St. Megrin, ein kluger Kopf, sucht meinen Sohn, den König, zu ermannen, damit er seine Kraft emporraffe, damit er selbst König sei und herrsche nach seinem Willen. Auf der andern Seite steht Guise, der meinem Sohn das Bischen Kraft stehlen möchte, der es gern sähe, wenn Heinrich der Dritte Vließ und Hermelin mit dem Rosenkranz und dem Mönchsgewand vertauschte, damit die Krone in seine Hände käme. Zwei Gewalten rücken an, auf guten und bösen Wegen, aber Beide werden sich selbst aufreiben, wie Feuer und Pulver, wenn es sich im Flammenkusse verzehrt. Hinweg damit! Fluch jedem, der sich erkühnt, aus dem Gewebe, das mein Geist gesponnen, nur eine einzige Faser anders zu ziehen. Tod jedem, der mir die Zeit nach meinem Tode zeigen will, eine Zeit, wo vielleicht mein Sohn der Spielball derjenigen ist, die jetzt vor meinem Schatten erzittern. Habe ich darum die regen Blüthen seines Geistes im Maitag seines Lebens unterdrückt und gebrochen, daß jetzt ein Anderer als ich regieren soll?

Soll ich zusehen, wie sie mir die Stufen abbrechen, die zum Throne führen und vor meinen Augen ein Grab scharren, worein ich selbst meine Macht und Größe werfen soll, damit sie verwese auf dem großen Kirchhofe, genannt Frankreich. — Spielt nur mit Weibern und ihr seid verloren. Wie droben auf der beeis'ten Höhe der Alpen sich der Geier weidet, wenn das Lamm unter seinen Klauen verblutet, wie der Aar, der dem Rohr des Jägers entflohen, den Schnee loskratzt von der Höhe des Schreckhorns, daß er sich ballt und thürmend zu Lawinen sich herabwälzt in die friedlichen Thäler, so schwebe ich jetzt über Frankreichs Throne. Hier Eifersucht und dort — Liebe. Es kann nicht fehlen, die Krone bleibt in meiner Hand und ohne Geist und Wille sei mein Sohn, der König von Frankreich. Triumph! Triumph! ein Weib bezwingt das Schicksal und die Kraft der Männer, der Geist der Unbezwungenen erlahmt an ihrer List. Ha! ich will's, ich befehl's, daß Mit- und Nachwelt sage: König Heinrich der Dritte unter Catharina und ohne Catharina auch kein König."

So sprach die Unheil und Verderben bringende Frau, die Tausende von Hugenotten in der Bartholomäusnacht ermorden ließ; so sprach das Weib, das als ein Schandmahl ihres Geschlechtes dasteht in der Weltgeschichte und den Fluch der Völker mit hinübernahm, wo das Weltgericht und der Engel der Vergeltung die Thaten

der Menschen wägt. — O, wer erfaßt das Leben und Wirken eines Regenten, eines Helden, eines Eroberers, eines Tyrannen, das wie ein Sturmwind über die Erde daherfährt, die Lüfte reinigt, die Spreu vom Samen fegt, den Grashalm beugt und Eichen stürzt. Eine Welt voll Fragen und Ideen steht am Sterbebett solcher Thronerben, die gepeinigt von Angst und Reue an den seidenen Kissen zupfen oder ruhig in Gott entschlafen, wie der Geringsten Einer.

Catharina von Medicis blickte auf, es war als ob die Schädel hohngrins'ten von den Schränken und Simsen herab. Die getrockneten Blätter und Pflanzen hingen da, als hätte sie der giftige Hauch der Wüste, der Samum, versengt; die Planetenbilder und Schlangen in den bestäubten Gläsern schienen zu kreisen, ob des Frevels, den diese Stunde ausgeworfen.

Da vernahm die Königin Tritte und gelindes Geräusch. Wie das Raubthier, wenn es seine Beute erlauert, bog sie sich nach der geöffneten Tapetenthür, durch welche so eben Matthieu und der Kammerdiener hereintraten.

„Die Herzogin!“ flüsterte der Astrolog, indem er nach dem Eingang deutete. Als sich Catharina von Medicis von der Anwesenheit derselben überzeugt, sprach sie zum Kammerdiener: „Geht jetzt zurück! leise und auf demselben Wege, den Ihr gekommen.“ — Der

Kammerdiener verneigte sich tief vor seiner Gebieterin und schritt langsam ab.

Vertraulich faßte jetzt die Königin den Astrolog bei der Hand und sprach: „Wie ich so eben vernommen, will heut Epernon Euch noch in Eurer Zelle besuchen. Auch der träge Joyeuse, der Euch längst einen Besuch zugedacht, wird mit ihm erscheinen."

„Wie? Epernon und Joyeuse? noch heute?"

„Ihr sollt Beiden das Horoskop stellen. Der König ist gesonnen, sich mit Beiden zu verschwägern, darum kündet ihnen Heil und Glück, ich glaube, Ihr werdet nicht Ursach haben, es zu bereuen. Doch alle Künste, die Euch zu Gebote stehen, spart für Einen, der sich dem Bunde zugesellen und zur selbigen Stunde mit hier erscheinen wird."

„Ein Dritter noch? — Sprecht, Majestät, wer ist es?"

„Ahnt Ihr nicht mein Wirken? — St. Megrin. Entlockt ihm das Geheimniß seiner Liebe, zeigt ihm dort, in der Herzogin den Stern, daß sich die Gluth entzünde und feurig auflohe in seiner Brust. Braucht allen Zauber, alle Kraft des Wissens, denn die Vereinigung muß sich einzig und allein auf Euere Kunst gründen. Auf! säumt nicht! bewährt den Ruhm, der Euch an unsern Hof gerufen, denn bald werden sie kommen. Wie viel ist's an der Zeit?"

Der Astrolog sah auf seinen Tisch. Verlegen sprach er: „verzeiht! vergangene Nacht zerbrach hier meine Sanduhr in tausend Scherben. Es ist ein böses Omen, denn Zeit und Leben —"

„Geduldet Euch!" unterbrach ihn die Königin. „Ihr sollt ein Meisterwerk, mit goldenen Rädern und Edelsteinen, erhalten. Ein Prachtwerk aus Florenz, das ich einem Günstling zugedacht."

„O, Ihr häuft zu viel der Gnaden auf Euren Diener."

„Still davon! — Thut, wie ich geheißen. Stellt Euch morgen Mittag im Palast de Soissons ein, dort soll Euch eine Belohnung werden für diesen Dienst, wie sie noch kein Söldner von mir empfangen. Ein König hat nichts von der Welt zu fordern, aber desto mehr verlangt die Welt von ihm. Er steht allein da, wie die Sonne des Himmels, in deren Strahlen die Melonen reifen und die Krokodillen-Eier sich ausbrüten. Darum fordere, fordere von mir, denn ich allein regiere und übe die Macht in diesem Lande. Ich bin die Sonne, die das Reich durchglänzt und all die Sterne, die Gott erschaffen, daß sie glänzen und strahlen sollen, stehen um mich her als dienende Planeten, die ich aus der angestammten Bahn gelenkt. Ha! selbst der höhern Macht greife ich in's Werk und lehre den Menschen die Wege, die sie gehen sollen. Auch Du kennst

jetzt den Deinigen, kein Rücktritt ist möglich, d'rum säume nicht, denn schon naht die Stunde, die Dich in die Schranken rufen wird und wo es gilt, Dir die volle Gnade Deiner Königin zu erringen. Auf! der Weg ist steil, doch frisch zum Ziel, Du kennst meinen Wunsch, meinen Befehl — an Dir ist jetzt das Handeln."

Schnellen Schrittes entfernte sie sich. Matthieu vergaß, sich vor ihr zu verbeugen, oder ihr das Geleit zu geben. All die Worte, die er jetzt vernommen, hatten seine Kraft gelähmt; regungslos stand er da und blickte nach der Thür, durch welche die Königin den Weg genommen. Nach einigen Minuten, wo er wie aus einer Betäubung erwachte, brach er in die Worte aus: „Du kennst meinen Wunsch, meinen Befehl, — an Dir ist jetzt das Handeln." — Störrisch trat er hervor, ballte seine Fäuste und rief mit einer Stimme, die mächtig den Aufruhr in seinem Innern verkündigte: „Fluch meinem Wissen, Fluch meiner Kunst, die ich im Schweiß des Angesichts erlernte; verdammt zu einem Höllenspiele sind die Stunden, die ich weihte der grübelnden Vernunft. Brecht ab, ihr Blüthen des Geistes! brich wieder ein, finstere Nacht, in mein Gehirn; Eins ist klar: der Zauber will Dämonen, will böse Geister aus dem sündigen Pfuhl der Hölle und so ein Teufel ist die Königin, ist Catharina von Medicis."

Erschöpft sank er auf einen Schemel nieder. In seiner Brust begann eine Schlacht zwischen dem Guten und Bösen. Bald schloß er seine Augen, bald flammten sie empor, dann öffnete sich sein Mund unter der vom grauen Barte überschatteten Lippe und stammelte: „der Zwang der Noth." —

Ja, ja, das ist der Fluch der Armen und Niedrigen, daß sie dem Zwang der Noth gehorchen müssen, daß sie oft um eine Brodrinde ihre Weltgürtelgedanken wegwerfen müssen, um ihr kärgliches Dasein zu fristen. Seht die Großen und Reichen dieser Erde an, sie rühren keine Hand, wenn nicht ein irdischer Nebenzweck damit verbunden ist. Wie anders Dichter, Maler und Tonkünstler, deren Werke die Lust und Freude der Nation sind. Bildungslust und Begeisterung rufen ihre Schöpfungen aus der innigsten Fülle und Tiefe ihres ganzen innern Menschen hervor. In die unsichtbare Werkstätte heiliger Gedanken steigt der Gott herab, den sie aufnahmen in ihrer Brust, um nach seiner himmlischen Eingebung, Wort, Gestalt und Ton zu bilden, die nur ein menschlicher Ausdruck des göttlichen Sinnes, eine geoffenbarte Menschenwerdung Gottes sein sollen. Ach! sie werden verehrt und gepriesen von der Menge, die nicht ahnt, daß all diese Werke meist auf dornenvollen Leidenswegen entstanden sind, daß ihre Schöpfer unerkannt und ungeehrt die Atome gesammelt, aus denen

die Macht erstanden, die der Welt Achtung und Verehrung abringt. Aber so Mancher stirbt und hungert dahin, der Zwang der Noth und das Grab verschlingt eine geistige Welt voller Frühlinge, die alle erstarrten im schalen Weltlauf und nun auf ewig dahin sind.

Entschlossen erhob sich jetzt Matthieu und rief mit fester Stimme: „Wohlan! es sei! wer nicht herrschen und regieren kann, der kriech im Staube oder spiele den Affen im Paradiese dieses Lebens; die Rose, die aus dem Dünger auferblüht, strahlt ebenfalls in des Purpurs Pracht. Die Königin und die Zeit gebeut, auf, Zauberer, beginne deinen Dienst."

Hastig trat er zurück und drückte an eine verborgene Feder, die auf die Angeln der Cabinetsthür wirkte, welche plötzlich aufsprang. Als er die Tüchtigkeit der Feder erprobt hatte, nahm er den großen Spiegel, enthüllte ihn und setzte ihn dann in schräger Richtung der geöffneten Thüre gegenüber. „So," begann er mit leiser Stimme, „ein reflectirend Licht wird ihm zu Theil von jenem Deckenspiegel." — Behutsam bog er sich vor und schaute in den Spiegel, wo er das Bild der schlafenden Herzogin gewahrte. Während er tief im Anschauen versunken dastand und das reizende Weib betrachtete, hörte er Geräusch und Tritte auf der Wendeltreppe. „Sie sind's! sie kommen! — Hinweg mit diesem Blendwerk!" Eilig verhüllte er den Spiegel und

hatte kaum vermittelst der Feder die geöffnete Thür verschlossen, als der Ton der Stimmen immer näher drang und plötzlich etwas unsanft an die Thür gepocht wurde.

„Geduld! edle Herren! ich komme!" rief der Astrolog den Harrenden entgegen, nahm den Schlüssel aus seinem Gürtel und schloß die Thür auf. — Da traten drei Männer in ihre Mäntel gehüllt herein. Epernon, der Erste der Eintretenden, schritt rasch und keck voran, indem er rief: „Nur mir nach, Freunde! hier ist der Mann, den wir suchen." Der Zweite war Graf St. Megrin, ein junger blühender Mann, ausgestattet mit den vortrefflichsten Gaben des Körpers und Geistes. Als er seinen rothen Sammtmantel zurückschlug und Matthieu den prächtigen Wuchs sah, da gedachte er der Worte der Königin und blickte mit Wohlgefallen auf den Jüngling, obgleich in seinem Innern eine andere Stimme sprach. Hinter den beiden Freunden keuchte der dicke Joyeuse, welcher sich auf ein Blasrohr stützte, was er anstatt eines Stockes bei sich trug. Schwerfällig fiel er in einen Sessel, welcher am nächsten stand und pustete unaufhörlich, denn die hohe Windelsteige hatte ihn dermaßen erschöpft, daß er dem Astrologen nicht einmal einen Gruß bieten konnte.

Als Epernon sich in dem Zimmer umgeschaut, rief er mit dem ihm eigenen Humor: „Freunde! welch ein Geräth! Gläser, Retorden, Sternbilder, Kraut und Gift

und hier oben auf dem Sims Topf an Topf." — Joyeuse, der indessen Athem geschöpft und seine stieren Augen auf einen Todtenkopf gerichtet hatte, hub mit gedehnter Stimme an: „Du, Epernon! sieht dort das Ding nicht wie ein Todtenschädel?"

Scherzend begann Epernon, halb nach dem Schädel und halb zu Joyeuse gewendet: „Bei meiner Seele! es ist ein offener Kopf." — Plötzlich wendete er sich aber zu St. Megrin und sagte: „Sieh, Freund! wie gelassen er grinst, wie er gemüthlich hineinschaut in das Treiben, als verlache er die Menschen und die Welt."

„Memento mori!" hub der Astrolog mit tiefer Stimme an, „sagt sein tiefer, bedeutungsvoller Blick. Wohl dem Sterblichen, der dieses Spruchs gedenkt und ihn täglich betet. Ich bin bereit, wenn meine Stunde schlägt. Ich bin gefaßt, wenn er mich abruft, der Herr der Gräber."

„Ich wollte Ihr wäret lieber auf unsern Besuch gefaßt gewesen," bemerkte Epernon, „sonst hättet Ihr doch gewiß die Ampel angezündet, die draußen am Pfeiler hängt; denn wer Gelegenheit sucht, das Genick zu brechen, darf Euch nur einen Abendbesuch abstatten und sein Wunsch geht gewiß in Erfüllung."

„Ein finster Werk will einen finstern Ort," murmelte der Alte für sich. Dann aber heftete er einen

Blick auf Epernon und sagte mit bedeutungsvoller Miene: „Ihr wähnt, ich sei nicht gefaßt gewesen auf Euern Besuch? Glaubt Ihr, daß ich hier diese Lampe umsonst brenne, ich, der ich mit jedem Tropfen Oel wuchere? So wahr der Mond in dieser Nacht sich füllt und der Arctur den Meridian durchschneidet, hatte ich Kunde von der Ankunft dieser hohen Trias."

St. Megrin, der bisher ernst den Schädel betrachtet, flammte plötzlich auf und rief: „Wie? — Meister! was sagtet Ihr, Ihr hattet Kunde?"

„Du hast's ihm durch ein Briefchen wissen lassen," begann Epernon. „Ja, durch ein Briefchen, sag, Joyeuse, hast Du es nicht gelesen?"

„Ach, was Brief!" erwiederte gähnend der Träge. — Nichts — von — Brief; ich les' nur — Speisezettel."

„Bei meinem Schwert! ich habe es nicht gethan!" entgegnete St. Megrin und wollte so eben fragend auf den Astrologen eindringen, als derselbe ihm mit den Worten entgegenkam: „Bemüht Euch nicht weiter zu forschen. Schon seit zwei Stunden harre ich auf Euch. Ja! noch mehr; all die Wünsche, die Ihr in Euch hegt, sind mir bekannt. Mit Flammenschrift will ich es Euch vorschreiben, wenn Ihr es begehrt. Mit Donnerworten will ich es Euch zurufen, und ist dem nicht

so, so nennt mich einen Lügner und gebt mich dem Volke Preis als Narrenpapst, wenn es das Narrenfest feiert."

Epernon, dessen Heiterkeit plötzlich durch so ernste Rede umgestimmt worden war, trat einen Schritt zurück und rief: „Matthieu! steht Ihr im Bunde mit den Mächten der Hölle? habt Ihr Euch dem Satan geweiht, daß Ihr so zuversichtlich sprechen könnt?"

„Nichts von dem. Ich bin ein Christ wie Ihr. Nur höhere Kenntniß gab mir der Himmel, einen Blick, der fähig ist, das Reich der Geisterwelt in Form und Wesen aufzufassen, wenn es auch nur spärlich geschah. Doch ein reger Fleiß und ein unermüdliches Forschen in den Tiefen der ewigen allwaltenden Natur, erschlossen mir die Pforten in das Innere derselben. Wenn Andere sich auf weichen Polstern pflegten, suchte ich in öden Geklüften und Wäldern nach Kräutern und Pflanzen. Tagelang forschte ich vergebens, und wenn nicht so manch frommer Klausner mitleidig sein kärglich Mahl mit mir getheilt, so hätte ich oft fasten müssen. Angeweht vom Sturm, begossen vom Regen, erstarrt von der Nachtluft kehrte ich heim. Lag ich nicht über den Büchern und Mönchsschriften, wo eine Zeile, ein Wort zu enträthseln mir oft mühsame Stunden kostete, so stand ich im Laboratorium am Feuerheerde, keinen Freund um mich, als die Nacht, rings keine Stimme mehr

als die dumpfe Glocke des Thurmes, welche die Geisterstunde verkündigte, zu welcher die Eulen krächzten. So stand ich mit glührothem Gesicht, sog die giftigen Dämpfe ein und starrte hinauf in den Schornstein, wo der Rauch sich in wunderbaren Gestalten entwirbelte und dann oft vom Wind zurückgeschlagen meine Augen beizte, daß die Thränen auf das Gefäß herabsanken, welches nach mühevoller Arbeit nichts weiter enthielt, als — ein Häufchen Asche. Ja! ja! es gab bittere Stunden, aber der Sieg ward dennoch mein, manch Geheimniß riß ich der Natur ab und die Augenblicke, wo ich empört die Keule meines Mörsers zu Boden warf, wo ich in die Flamme spie, daß die Kohlen zischten wie getretene Schlangen, wenn ich mein Forschen betrogen sah, jene düstern Augenblicke sind herrlich vergolten worden. Sei gepriesen, Erkennung des Geistes! sei gepriesen du heilige und beseligende Kraft der Einsamkeit und Natur!"

Joyeuse saß im Sessel wie ein Marmorbild da, denn sein flacher Geist war nicht fähig die Worte zu fassen. Verblüfft, ja langsam feierlich hub er an: „Es ist erstaunlich, was man da Alles vernimmt. Kraft, Geist, Natur und wie die Dinge weiter heißen."

Epernon aber trat vor den Astrologen und rief: „Meister! wenn dem so ist, so les't aus meinen Augen, les't aus den Zügen meiner Hand! nimm hin

mein ganzes Ich, zergliedere meine Seele, ich bin bereit und wenn es Blut kosten sollte."

Mit finsterem Gesicht erwiederte Matthieu: „Nur das niedere Glück verlangt solche Formeln, jedoch das Höhere tritt von selbst hervor und durchbricht die engen Schranken, welche die Macht der Verhältnisse aufgethürmt. Vernimm: Hoch wie die Sonne im Mittag, steht jetzt Dein Glück. Erwärmend und erleuchtend sendet es seine Strahlen auf Dich hernieder. Ein Glück, Jüngling! welches die Gestirne des Himmels wunderbar verkünden. Heil! dreimal Heil! Dir, Baron von Epernon!"

„Wie? — Du kennst meinen Namen?"

„Ich kenne Dich, glückseliger Nogaret de la Valette, Baron von Epernon. Kenne Dein ganzes Geschlecht, kenne Deinen ruhmreichen Vater, der kühn mit zu den Waffen rief, als Kaiser Karl der Fünfte und der König Heinrich der Achte mit ihren Heeren in Frankreich eindrangen. Er theilte den Ruhm nach der Schlacht bei Cerisoles; er war mit in dem Kampf bei Boulogne und leitete im Namen seines Fürsten die Friedensunterhandlungen mit König Eduard den Sechsten von England. Wo sein Schwert nicht Arbeit fand, da machte sich sein Rednertalent geltend und in der Abtei zu Poissy, wo unter dem Cardinal von Lothringen das berühmte Colloquium gehalten wurde, stand er tapfer

den Partheien gegenüber. Er erhob sein Haus und seinen Namen auf die Höhe des Ruhmes und das Glück verließ ihn nie. Aber all das empfangene Glück Deiner Vorfahren ist nur ein Schatten gegen das, was Dir die Zukunft aufgespart hat."

„Auszeichnung? Glück? — Sprich es aus. Ihr regt mein Blut, was kann es sein, daß mich so überselig, so reich, so mächtig vor all den Andern macht. O sag, sag, was ist mir noch beschieden, schon nennt mich der König seinen Sohn, schon geh ich frei und offen in sein Haus, schnell! zögere nicht! sprich es aus, mein Glück ist ja auch das Deine."

„Junger Mann!" begann Matthieu. „Dich nennt Sohn der König nur aus Gnade. Prüfe selbst, was ist Gnade, was ist Fürstengunst? — Ein trillernd Fähnchen auf dem Thurm, das sich neunfach regt beim Zug der Winde und rostet im Schein der Sonne. Nein! nicht aus Gnade, nicht im flüchtigen Rausch der Sinne nennt er Dich Bruder. Vernimm! vernimm: durch die Bande des Blutes wird er mit Dir sich königlich verbrüdern."

„Trügt mich mein Ohr?" schrie Epernon auf. „Wie? Du weißt von der Vermählung? — Sag, sag, Du kennst meine Braut?"

„Schön wie die Rose, auf welche der Thau seine Tropfen geträufelt. Schön, wie droben Gemma in der

Krone, wenn das glänzende Sternbild den Dom der Nacht durchstrahlt, ist Deine Braut, die reizende Christine, die, entsprossen aus königlichem Blut, der Schmuck der Frauen ist und Dich beglücken wird, daß Du wähnst, der Himmel habe sich herniedergelassen in Deine irdische Welt."

„Sag mir, o sag, woher, aus welcher Quelle hast Du das Wissen und die Worte geschöpft, wovon ein jedes wie ein glühendes Meer in meinen Busen einzieht und den Born der Seligkeiten überfüllt."

„Bestürmt mich nicht. Ein glänzender Phänomen am Himmel hat es mir verkündet. Aus den goldenen Zügen habe ich es gelesen, die tief verschränkt in die Nacht des Himmels über unsern Häuptern dahinwogen und nur mein Auge, mein durchdringender Geist versteht."

„Christine mein! mein auf ewig! — O beneidenswerthes glückliches Loos! — Wo ist ein Armer, wo ist ein Bettler? her! an meine Brust, ich will vergessen meinen Stand, ich will ihn Freund, ich will ihn Bruder nennen, will ihn taugen in das Meer der Lust, damit er mit mir in meinen Seligkeiten schwelge."

„Still, Jüngling!" fiel ihm der Verkündiger seines Glückes in die Rede. „Laßt der Freude nicht allzu ungestüm den Lauf. Der Weise muß sich im Glück, so

wie im Unglück zu fassen wissen. — Jetzt ein Wort zu Dir, Vicomte von Joyeuse."

„Getroffen, Alter! so benennt man mich!" entgegnete der Träge, ohne sich zu bewegen.

„Auch Dich nennt der König seinen Sohn," begann Matthieu weiter. „Auch Dir öffnet die Zukunft die Rosenpforten in den Tempel der Glückseligkeit. Dein Glück erwacht, das bisher lange Zeit geschlafen."

„Mein Glück — erwacht?" wiederholte der Vicomte in trägen Lauten. „Nun endlich, denn unter Glück versteh ich recht viel Schlaf. Sprecht weiter, doch laßt mich dabei sitzen, ich mache mir es gern bequem. Doch — will's das Glück, nun, so — stehe ich auf." — Er erhob sich, fiel aber gemächlich wieder in den Sessel zurück, denn Ruhe und Bequemlichkeit liebte er über Alles.

„Gemach!" nahm Matthieu das Wort. „Der Funke sprüht und facht sich an zur verheerenden Flamme. Still rieselt das Bächlein aus dem Felsen, schneller treibt es dann seine Wellen, es braus't und schwillt an zum Riesensee, dessen Wogen sich aufbäumen gegen die Zackenhäupter der Felsen. — Deine Grafschaft wird sich zu einem Herzogthum gestalten und die Pairschaft Deinen Namen umglänzen. Hell, wie Orion unter den Plejaden sein Haupt erhebt, wirst Du vor allen

Pairs stehen, bis auf die souverainen Häuser von Cleve und Lothringen. Heil Dir, Gemahl der Margaretha von Valois, Heil Dir! Großadmiral des Reichs."

Lächelnd erhob sich Joyeuse und murmelte: „Gemahl — und auch noch Pair! — da kann der Schlaf nicht fehlen." — Epernon reichte ihm freudig die Hand und rief: „Sei mir gegrüßt, Gemahl der Margaretha von Valois, ein Hoch dem Großadmiral des Reichs." Dabei schlug er fröhlich an seine Hüfte und pochte mit den Fersen auf, daß Schwert und Sporen zugleich klirrten. — Joyeuse aber starrte die Gläser und Retorden an und lispelte: „Gemahl, und auch noch Pair. Wahrlich! dies hätt ich nie geträumt." Erst als ihn Epernon an seiner Schärpe faßte und ihm zuraunte: „Ja, wen Gott der Herr liebt, dem schickt er es im Schlafe. — Aber, Freund! bedenke, Großadmiral! Bei allen Heiligen, da hat der Schlaf und die Ruhe wohl ein Ende."

Kaum hatte der Redselige diese Worte ausgesprochen, als sich Joyeuse im Gefühl seiner zukünftigen Macht und Größe erhob. Seine Augen gewannen Feuer und Leben, mit einer Stimme, wie sie aus seinem Munde selten erklang, rief er: „Nur nicht verzagt! Hergeschaut! ich führe auch eine Klinge. Geht der Spuk einmal los, so schlage ich auch mit drein und werde es Euch zeigen, wie schön die Hiebe sitzen." — Wäh-

rend er hier die Stellung eines Fechtenden annahm, die komisch genug aussah, bemerkte Epernon scherzend und in fröhlicher Laune: „Das Glück macht Muth! Donner und Wetter! er prüft schon seine Rechte."

Joyeuse wendete sich mit wichtiger Miene um und sagte: „Laßt es nur gut sein, in unserer Zeit gilt so eine Faust wie ich habe, mehr, weit mehr als zwei gelehrte Köpfe. Da, Alter, nehmt hin, wenn mein Weizen blüht, so stellt Euch ein zu einer reichen Erndte." Mit diesen Worten warf er ihm eine mit Gold gefüllte Börse zu und sank wieder in den Sessel. Als Epernon den Klang des Goldes hörte, griff er in seine Tasche und sprach: „Ha! Du mahnst mich an meine Schuld! Verzeiht, Matthieu! im Uebermaß meines Glückes dachte ich nicht an diesen irdischen Mammon. Plötzlich fuhr er aber auf, denn schon hatte er zwei Taschen seines Sammtwamses untersucht und sie leer gefunden. „Der Teufel! nicht einen Deut, — nur Kugeln für mein Rohr. Nichts! nichts! — Mein ganzes Geld hab ich im Schach gewagt gegen den Marquis von Montglat. — Verdammtes Spiel!"

Während der letzten Worte hatte St. Megrin seine gefüllte Börse gezogen. „Nehmt hin!" begann er, „ich gebe es gern und theile mit Euch das Glück."

„Ach!" erwiederte Epernon, „einen Freund erkennt man in der Noth. Doch nein! behalt Dein Geld, kauf

Dir ein Magenpflaster dafür und leg es zur Stärkung auf Dein krankes Herz, denn Dir macht jetzt die Liebe zu schaffen. — Schnell, Meister! gebt mir Feder und Papier!"

Ehe der Astrolog auf den Schreibtisch hindeutete, saß der Ueberselige schon da und schrieb auf ein Stückchen vergelbtes wurmstichiges Papier. „Da! dieser Schein führt Gold in Euere Hände." — Dankend nahm Matthieu das Papier und verbarg es nebst der Börse in seinem weiten Kleide. Epernon setzte seinen Federhut auf und rief: „Kommt, Freunde! laßt uns wieder von dannen gehen, der Durst ist nun gestillt."

„Der Durst gestillt?" entgegnete Joyeuse. „Mit nichten! — Jetzt soll's erst losgehen. Drüben im Louvre erwarten uns unsere Freunde."

„Ja! und bei vollen Flaschen," setzte Epernon hinzu. „Auf, Brüder! in edlem Firnewein wollen wir das Wohl des Meisters trinken."

„Auf unser Glück! auf das Wohl des Propheten!" raunte Joyeuse und erhob sich von seinem Sitze, indem St. Megrin schon im Begriff stand, das Zimmer zu verlassen. Hastig trat ihm aber der Astrolog in den Weg und sagte leise zu ihm: „Ihr wollt von hinnen? wollt nicht enthüllt die Zukunft sehen?"

„Ehrgeiz steht nicht in meiner Brust!" antwortete er mit gedämpfter Stimme.

„Nicht ehrgeizig? — Hat nicht Eure Geliebte zwei Fürstenkronen in ihrem Schilde?"

„Um Gotteswillen! man lauscht." — Schnell wendete er sich zu den Beiden und sprach: „Freunde! verlaßt mich auf kurze Zeit, ich folge augenblicklich nach."

„Begebt Euch in die Halle!" setzte Matthieu bittend hinzu.

„Wie Ihr's verlangt," entgegnete Epernon, „mir gleich, es ist dort heimlich und kühl. Währt es uns zu lang, so gehen wir immer wohlgemuth voran. Kommt, Joyeuse! wir wollen uns schon die Zeit vertreiben. Das Blasrohr haben wir ja bei uns; im Hause der Liguisten da drüben soll keine Scheibe ganz bleiben. Nicht eine Scheibe, sag ich, so wahr der Bock zwei Hörner und vier Beine."

„Das können wir schon thun!" begann Joyeuse, indem er nach der Thür wankte. „Der Geist wird ja nicht dabei angestrengt. Aber nur nicht lange verweilt, ich habe große Lust zu schlafen."

Während Matthieu den Hinwegeilenden das Geleit gab und sie bis an die Treppe führte, die krümmend niederlief, schritt St. Megrin unruhig auf und ab. Eine Purpurröthe, die sein ganzes Gesicht überzogen, verkündete die Gluth, die in seinem Busen tobte. Es war eine reine, eine heilige Gluth, denn unter Allen, die den König Heinrich den Dritten umgaben, ragte er

an Seelenadel hervor, weshalb ihn auch der König zu seinem Liebling und Freund erkoren hatte, nachdem er lange nach einem Mann gesucht, welchem er sein Herz erschließen könnte. Ja! es mag ihm wohl schwer geworden sein, da eine Seele, einen wahren Menschen zu finden, wo die Societät und die Convenienz die ihnen vom Schöpfer verliehene Wahrheit und Natur hinweggenommen und an der Macht der Cabale und Intrigue der letzte Funke wahrer Liebe und Freundschaft erlischt. Sprecht immerhin von der Poesie und den Reizen des Hoflebens, es ist und bleibt eine ewige Körper- und Geisteskn echtschaft, die ja jene müßigen Herolde der Zeit sich selbst eingestehen, wenn die beseligende Kraft der Natur und der Einsamkeit einmal ihre Rechte geltend macht. Die Monarchen ziehen oft große Gelehrte an ihren Hof, um sich den Schein zu geben, als wären sie Beschützer der Künste und Wissenschaften. Aber sie betrügen sich selbst, denn wer an einem Hofe leben kann, ist kein *großer Geist*, sondern nur eine Geistessternschnuppe. Sucht der Fürst in ihnen einen Freund, so trügt er sich noch mehr, denn ein wahrer Hofmann kann nie Freund, ein wahrer Freund nie Hofmann sein. Hinweg den Blick! des Lebens Höchstes liegt in der Anschauung der Natur, deren Offenbarungen zu ergründen und ihres Friedens theilhaftig zu werden, Jenen nimmer gelingen wird. —

Eiligst erschien jetzt Matthieu. Nachdem er die Thür verriegelt, schritt er auf St. Megrin zu, der mit Ungeduld seiner harrte und mit Begier auf den Ausspruch des Weisen wartete, welcher forschend fragte: „Wie? St. Megrin! Ihr liebt? —"

„Liebt! liebt!" brach jener mit der ganzen Kraft seiner Stimme aus. „Ihr fragt: ob ich liebe? Verkündige es mit allen Stimmen der Natur, du Stunde, wo der Herr des Himmels die Rosse an den Sonnenwagen schirrt, und du, stille heilige Stunde, wo seine Hand das Viergespann wieder zur stillen Meerfluth lenkt, wie hoch und theuer ich sie liebe. Nicht vermag ich die Gefühle zu schildern, die aufschweben in meinem Busen, wenn der Abend hereinbricht, wenn der Thau die welken Blumen tränkt, wenn die Kronen der Bäume sich in Nebel hüllen und die duftigen Stauden süßen Wahnsinn hauchen. Doch dem erregten Geist fehlt ein Etwas, nach dem er ringt mit der kühnsten feurigsten Kraft. Er will sich verweben mit einer Seele, die ihn umstrahlt wie ein Friedensbogen, der er nachzieht auf allen Bahnen, mit der er verschmolzen ist, wie das Licht des Tages mit der Erde. Auf! bekämpfe dieses Toben in meiner Brust, gieb mir Wahrheit, ob mich mein Geist betrogen, ob Wahn der Sinne mein Ringen und Streben, sag', o sag' mir, werd' ich geliebt? — finde ich Erbarmen, finde ich Gegenliebe?"

Matthieu erwiederte keine Sylbe. Starr hafteten seine Augen auf dem Jüngling, der zitternd und erwartungsvoll vor ihm stand. Als keine Antwort erfolgte, fuhr derselbe erregt und glühend weiter fort: „Du schweigst? hörst nicht das Flehen eines Jünglings, der Dir sein Herz aufgeschlossen und Dir vertraut sein tiefstes Geheimniß. — Matthieu! hier, im Staube, auf meinen Knieen beschwöre ich Dich, gieb dem irren Geiste Kunde: werde ich geliebt? — Sprich es aus! Wahrheit will ich und wäre mein Leben, wär' dereinst meine Seligkeit gefährdet." — Hier riß er die goldene Kette ab, die als Schmuck auf seiner Brust hing und rief mit wilder Begeisterung: „Nimm alle Schätze, die mein Haus birgt, nimm das ganze Hab' und Erbe meiner Väter, nur schaffe mir das einzige Wörtchen: Gegenliebe. Erheischt es Blut, reiß mir die Adern auf, nur schaffe mir Erbarmen, schaffe mir Gegenliebe. Und vermagst Du es nicht, ist das Reich Deines Wissens hier zu Ende, so nimm hier den blanken Stahl und mach' mein Herz zur Scheide meines Dolches. Auf! eher will ich fallen von Deiner Hand, als ewig siechen und sterben unter der Geißel, die Himmel und Hölle mir zugleich gesendet. Auf! zögere nicht! hier ist mein Herz, stoß zu, ich gebe es hin für meine Liebe, gebe es hin für die Seele und den Abgott meines Lebens."

Der Astrolog, dessen finstere Züge sich allmählig aufgeklärt, trat herbei und indem er die Hand des Flehenden erfaßte, sprach er im Tone des Vertrauens und väterlicher Zuneigung: „Tritt näher, Jüngling! Deine Gluth ist rein; wo solch ein geheiligt Feuer auflodert, da steigt mein Geist aus seinen Tiefen und greift mit ein in's Werk von meinen schwachen Händen.“ Mit gemessenen Schritten ging er nach dem Spiegel und zog den Vorhang hinweg. Als dies geschehen war, erhob er seine Hand und sprach feierlich, gleichsam beschwörend: „Verlaßt die Gruft! durchbraus't die Luft! auf Geister! Euer Meister ruft! Erschein! Erschein! — Erschein!“

Bei den letzten Worten drückte er unbemerkt an die verborgene Feder und im Nu sprang die Cabinetsthür auf. St. Megrin, dessen Ungeduld den höchsten Gipfel erreicht und kaum den Augenblick erwarten konnte, wo sein Wunsch in Erfüllung gehen sollte, blickte jetzt in den Spiegel, aus welchem das Bild der schlafenden Herzogin hervorstrahlte. „Ha! sie ist's! sie ist's!“ rief er entzückt und bog sich nach dem Spiegel, als wollte er ihn umfassen und an sich ziehen.

„Was sieht Dein Blick! ist Dein Wunsch gewährt?“ begann Matthieu, indem sein Blick das Gelingen seines Werkes verkündigte. — „Sie ist's! sie ist's!“ jubelte er laut. „Wach auf, Catharina! er-

hebe den Blick! wach auf, Du reizendes, heißgeliebtes Weib!"

Da sprang die Thüre zu. Niedergedonnert rief St. Megrin: „Ha! sie verschwand! — Matthieu! bei meiner Seligkeit beschwöre ich Dich und alle Deine Geister, schaff sie noch einmal zur Stelle und sollte ich darüber untergehen, sollte ich den finstern Mächten der Hölle verfallen. Matthieu! laß mich nicht vergebens flehen, schaff sie noch einmal herbei. Auf! guter Geist! — erschein! erschein!"

Da stand er, der kühne Schwärmer und versuchte die vorgebliche Macht herauf zu beschwören. Ein Lächeln zog sich um den Mund des Astrologen, als er sah, wie sich der Liebeglühende mühte, seine Kraft an einem Werke zu erproben, das zu durchschauen er nicht fähig war. Mit Kopfschütteln sprach er zu St. Megrin: „Vergeblich Mühn! Du rufst in den Wind und Hohnlachen erwecket Deine Stimme. — Warum riefst Du: Wach auf?"

„Hingeschmolzen auf ein Ruhebett lag sie da: umweht vom Schlummer, ach! nicht ahnend, daß der Geliebte ihr so nahe. Catharina! Catharina! O! welche Stunde ruft der Himmel in mein Leben! — Schlafend, auf weichen Kissen, die Ruhe des Paradieses auf ihren Wangen, um sie her die Seligkeit des ganzen Jenseits und ich so nahe, — so nahe."

„Der Zauber wirkt!“ lispelte der Astrolog zu sich selbst und wendete sich bei Seite, um die Scham zu verbergen, die auf sein Antlitz trat, da der Trug doch sein Gewissen berührte. St. Megrin aber ergriff hastig seine Hand und indem er sie an seine Brust preßte, beschwor er ihn, noch einmal das Bild hervorzuzaubern, vor dem die Saiten seiner Seele bebten und ihn zum Glücklichsten auf der Erde gemacht. Schnell wandte sich Matthieu um und sprach: „Nicht den Schatten, nicht das schwebende Phantom, das sich Deinem Blick gezeigt, sollst Du schauen, nein! die Wirklichkeit soll sich entfalten, wenn Du es begehrst.“

„Die Wirklichkeit? das Leben? nicht Luftgebilde und Traumgestalten?“ fragte St. Megrin. „O, wenn Du dies vermagst, so beginne Dein Werk und verleih mir Kraft, daß ich mich halte im Rausch der Wonne, der meine Sinne errafft. Ich soll sie sehen, soll sie in meinen Armen halten, hab Dank Du Geist, der solche Wunder schafft, nimm meinen Dank, weiser Mann, den ich preise, den ich verehre, den ich Dank stammeln werde, hier, und dereinst in der Ewigkeit.“

„Es sei!“ nahm der Astrolog das Wort. „Doch schwöre mir zu schweigen, leiste einen Eid, daß nie Deine Zunge Rede giebt, von dem, was Du gehört und gesehen.“

Feierlich hob St. Megrin seine Hand empor und rief: „Ich schwöre es Dir, bei dem Allmächtigen, der Feuerflammt über der Burg des Himmels, ich schwör' es Dir bei der Kraft der Natur! ich schwör' es Dir bei den Leichen meiner Väter!"

Still reichte ihm Matthieu jetzt das Fläschchen, indem er sprach: „Nimm dies; angefüllt mit dem Geist, der den Schlummer auflös't und zurückruft in's Leben."

„Der Ruf zum Leben! — Dank Dir Vater! Dank!"

„Mit Dank allein ist nichts gethan! Hier, nimm dies heilige Buch, um den Zauber in seiner vollsten Kraft auszuüben, erfordert es ein Gebet. Darum kniee nieder, mit dem Gesicht gen Morgen und vertraue der innern und äußern Kraft."

„Als St. Megrin das Buch empfangen, kniete er nieder, mit dem Rücken gegen die Cabinetsthür gewendet. Matthieu erhob seine Hand und rief: „Noch einmal, Geister! seid mir unterthan! Verkörpere dich du Schattenbild! — Erschein! erschein! du schönste aller Frauen!"

Bei den letzten Worten sprang wiederum die Cabinetsthür auf und das Sopha, worauf die Herzogin ruhte, rollte durch eine Maschinerie hervor, welche Matthieu unbemerkt in Bewegung setzte. Mit erhobener

Stimme, die an der Wölbung widerhallte, rief er jetzt dem Knieenden zu: „Dein Wunsch ist gewährt! Auf! genieße und entbehre." Hastig schritt er durch die Mittelthür, die er schnell entriegelte, ab, während St. Megrin das Buch fallen ließ und entzückt vom Boden aufstand. Kaum traute er seinen Blicken, seine Zunge war gelähmt, alle seine Adern puls'ten und bebten vor dem Wunder, das geschehen. Da brach die Freude mächtig hervor, er stürzte an das Sopha und rief: „Sie ist's, sie ist's! O Himmel! die Geliebte so nahe mir. Ach! ich möchte vergehen, bei ihrem Hauch, bei dem Wehen ihres Odens, ich, ich bei meiner Catharina!" Er sank nieder, faßte ihre Hand und sprach dann mit dem ganzen Schmelz seiner Stimme: „O, ihr ewigen Mächte des Himmels! Hand in Hand! ach! könnte ich doch so durch's Leben mit ihr gehen, bis hin zum großen ewigen Schlafe."

Liebend beugte er sich über sie hinweg, als wolle er sie mit seinem Leibe schützen vor anstürmenden Gewalten. Er wollte sie wecken mit seinen Küssen, er wollte sie an seine bewegte Brust reißen, aber ihm war zu Muthe, als zöge ihn eine unbekannte Macht hinweg; denn sie ruhte ja so sanft und kaum wagte er das blonde geringelte Haar zu berühren, das wie flüssiges Gold auf ihren Nacken herablief. Endlich ermannte er sich und mit den Worten: „Auf! die Zeit

verrinnt!" zog er das Fläschchen hervor. „Hauch aus du Geist den Duft! fache die heilige Flamme ihres Lebens an, damit der Schlaf schwinde und sie erwache. Ja! es muß sein! Auf! Catharina! erwache!"

Die Herzogin, angehaucht von der Kraft des erweckenden Geistes, athmete tief, und bewegte die Hand, die auf der wogenden Brust ruhte. St. Megrin richtete sein Haupt empor und rief triumphirend: „Sie lebt! sie athmet! O Gott! es ist kein Wahn. Sie athmet so süß. Catharina! erwache! Auf! laß mich das Purpursiegel Deines Rosenmundes lösen mit meinen Küssen und laß mich entzückt in den Perlenreihen das einzige Wörtchen: Liebe, lesen."

Catharina stammelte leise und noch träumend: „Ein langer Schlaf, und doch — ein schöner, schöner Traum!"

St. Megrin hielt den Odem an, seine Brust wollte zerspringen im Hauch der Töne, ihm war, als wenn die Engel sprächen in der Stille der Nacht und wärmer drückte er ihre Hand an seine Lippen. Sie aber begann wieder in langgehaltenen und abgemessenen Tönen: „Laß mich! damit — ich — nicht erwache."

„Sie träumt!" sprach St. Megrin mit leiser Stimme. Ach! wie geknickte Blumen auf den Wellen wogte sein Herz auf dem Meer der Wehmuth. „Sie träumt! O ihr Himmel! solch ein Traum muß köstlicher sein als dieses Leben. Ein Traum! — Orakel! Ha! ich

will es fragen. Ja! ja! sprich, Catharina! liebst Du St. Megrin?"

„Mein Traumbild — St. Megrin?"

„Knieet hier. Sag! bist Du mir ergeben, fühlst Du Liebe für mich?" — Da athmete die Herzogin auf und rief mit bewegter und schon stärkerer Stimme: „Ich liebe Dich — bis — über jenes Leben!"

Da sprang St. Megrin auf und rief es nach mit der Freudigkeit eines ganzen Himmels: „Ich liebe Dich, bis über jenes Leben! — Flamm hernieder du Stern der Liebe, durchstrahle in Wonne den unendlichen Raum der Nacht, denn es kehrt wieder das Paradies mit seinen Träumen und wonnedurchschauernden Seligkeiten. Hemme den Flügel, du kühlender West, verstummt ihr rieselnden Wellen und vernehmt was jetzt ihre Lippe spricht: Dein, Dein bis über jenes Leben!"

Catharina von Cleve schlug jetzt die Augen auf. „Welche Stimme! wo bin ich! — Rettung! Hilfe!"

„Catharina!" rief der Graf, indem er auf sie zueilte und seine Arme unwillkürlich ausbreitete. Die Herzogin sprang auf und rief: „Zurück, Herr Graf! — Allmächtiger Gott! wo bin ich hingerathen! Nein! nicht mein Gemach. Hu! welch Geräth! allein, — verlassen, eingeschlossen in feuchte Mauern, auf meiner Stirn den kalten Schweiß des Todes. — Wehe!"

„Verzage nicht!" entgegnete sanft und beruhigend

St. Megrin. Ein guter Geist wacht über Dich, eine höhere Macht, durch die es mir gelungen, Deine Hand zu küssen, durch die es mir gelungen, Dich anzubeten und mich zum Gott zu schwelgen in Deiner beseligenden Nähe."

„Haltet ein!" fiel ihm die Herzogin in die Rede. „Wo ist die Königin? — Ich war bei ihr, ich fiel in Schlaf, ich träumte, — ich sprach —

„Ich liebe Dich bis über jenes Leben!" hub schnell St. Megrin an. „O, Catharina! sprich es noch einmal aus, damit ich bei klarem Sinn die Wucht der Seligkeit fühle, die diese Worte über mein ganzes Sein verbreitet."

„Entsetzt trat die Herzogin zurück und rief mit Erstaunen und Verwunderung: „Wie? ich hätte diese Worte ausgesprochen. Ueber meine Lippen, die ich mit dem müden Augenlied geschlossen, wären diese Worte gegangen? — Nimmer! nimmer! nehmt das kühne Wort zurück, Herr Graf! was Ihr gesprochen, ich, ich hab es nicht."

„Was? Widerruf?" entgegnete St. Megrin. „Nein! bei allen Himmeln! das kannst Du nicht, das willst Du nicht."

„Ich schlief! ich träumte. Das Wachen tödtet was die Phantasie im Traum geboren. Ich will, ich muß!

darum hemmt nicht meine Worte! ich widerrufe bei meinem Diadem!“

„Catharina! Du willst den Fluch des Meineids auf Deine reine schuldlose Seele laden? Glaube und Vertrauen, die wie ein ewiger Frühling meine Brust umlauben, willst Du ermorden durch Haß und Widerruf? Beim ewigen Gott! dies kannst Du nicht! dies vermagst Du nicht, Du bist nicht fähig dieser Sünde.“

„Was, Rasender! sinnt Ihr mir an!“ entgegnete mit Stärke die Herzogin. „Wo ist die Vernunft, die Euch lehrt, daß ich nur den lieben muß, an den der heilige Spruch der Kirche mich gebunden.“

„Was Spruch! was Eid!“ flammte St. Megrin auf. „Die Liebe kommt von Gott, dem Vater aller Liebe, und Menschensatzung ist ein offener ewiger Frevel am höchsten heiligsten Gute des Himmels, wenn nicht die Liebe sich um die starre Fessel der Ehe schmiegt. Fluch ihm, dem Mörder meines Glückes, der Dich sein Weib nennt, der zur Sklavin macht, Dich, schönstes Weib! das Gott der Herr für mich erschuf, denn Dein Leben ist ja Eins mit meiner Liebe. Was Spruch, was Eid! — Er, der Dich erkoren aus Politik, zermalmt Beide mit einem Schlage, wenn es frommt für seine Pläne. Fluch dem Tage! Fluch der Stunde, der Dir sein Wappen und seinen Namen verlieh. Wirf ab das Joch, zerbrich das Schild dessen, dem die Natur

selbst den Tribut versagt und sprich vor aller Welt: ich bin frei wie das Licht der Sonne, ich bin ledig aller Banden, ich bin wieder was ich war."

Ein Schauer durchzitterte die Seele Catharinens bei dem Ansinnen des Grafen, der sich ihr mit einer Kühnheit entgegenstellte, wozu ihn nur die innere Gluth der Liebe ermächtigte. Als aber die letzten Worte wie brandende Wellen an das Herz des edlen Weibes schlugen, als sie das Gefährliche der Rede in ihrem ganzen Umfange erwog, da fühlte sie das Edle und Erhabene ihrer Seele doppelt und sprach mit Festigkeit: „Entsagung? Auflösung verjährter Treue? — Graf! was fordern Sie von mir. Bietet alle Kraft der Rede auf, stürmt an mit den markdurchbohrenden Gefühlen, ich trete Euren Waffen mit dem Riesenschwerte der Tugend, mit Würde und Weiblichkeit entgegen. Dringt an, wie ein Held, der sich in das Gewühl des Kampfes stürzt, prüft an der äußern Schwachheit Eure unbändige Kraft, mich schirmt ein Schild in solcher Gefahr, das keine Macht zertrümmert, dies Schild, Herr Graf! ist — Seelengröße. Greift in das Herz, wenn Ihr Gefühl habt, nein! Ihr habt es nicht, es floh hin zu den Barbaren, zu den Tigern und Löwen der Wüste. O, Schmach, Schmach über Euch! Hier, wo die Sünde ihre Pforten gewölbt, hat man ein wehrlos schwaches Weib mit der Macht der bösen Künste hereingeschleift

um einen Mord zu begehen an ihrer Tugend. — Bringt mich hinweg aus diesem Gewölbe, laßt Euch bewegen durch die Worte eines Weibes, und rühren meine Worte nicht Euer Mitleid, so werdet nicht an der Thräne zum Sünder, die jetzt flehend aus meinem Auge bricht. Graf! ein geheiligt Recht auf Mitleid haben Thränen, Wehe Euch, wenn sie vergebens rinnen. Der Himmel ist gerecht, bald kann die Stunde hereinbrechen, wo Euer Auge nach Thränen sucht und keine, keine finden wird. — O heilige Jungfrau! was hab' ich verschuldet, daß ich so herbe bittere Qualen ertragen muß? O hätte ich doch die Kraft die Riegel der Thür zu sprengen oder sie aus den rostigen Angeln zu heben, hätte ich die Kraft, hier, der Eisenstäbe Gitterwerk zu biegen, daß ich mich frei fühlte mit einem Sprunge. So aber bin ich nur ein schwaches hilfloses Weib und meine einzige Waffe ist die Thräne."

Jedes dieser Worte zog wie ein Feuerstrom in die bewegte Brust des glühenden Jünglings. „Weib! zu Deinen Füßen möchte ich sinken," rief er im Uebermaß der Wonne und des Schmerzes. „Mit Dir weinen, daß Du mir verloren und auf ewig entrissen bist. Ha! aus eigner Kraft so hohe Tugendfülle und ich so arm, so schlicht vor Deiner Herrlichkeit. Nein! nein! nicht auf ewig bist Du mir verloren. Dein Herz ist mein, im Traume schwurst Du mir Liebe und Treue

und mit diesem Schwur will ich all die Schranken durchbrechen, die der Wahn der Menschen vor mir aufzuthürmen wagt. Mein ist der Schwur und kein Staubgeborener soll die Eide wanken machen, die Du mir im Schlafe gethan, denn der Traum ist Theil von jenem Leben, der Traum ist die beseligende Sprache höherer Gedanken und Offenbarungen. Catharina! so wahr ich hier vor Deinem Antlitz kniee, Dein Herz ist mein und keine Macht der Erde soll es mir rauben. Laß ihn rasen, der Dich mir geraubt, hier, an diesen Mauern scheitern seine Rechte, in dies Asyl dringt nicht der Räuber meines Glückes, drum gieb mir, was Du mir versprachst und was ich jetzt von Dir fordere. Auf! zögere nicht, nur durch Deine Liebe wird mir der Himmel, und Hölle ist der Himmel ohne Dich."

Da hörte man plötzlich Geräusch vor der Thür. Mit heller und vernehmlicher Stimme schrie Epernon: „Zurück Herr Herzog! hier an dieser Schwelle bin ich jetzt Herold."

„Platz dem Herzog!" erklang es dröhnend aus dem Munde des rachsüchtigen Guise und ein scharfer Wortwechsel begann.

„Gott! mein Gemahl! — Weh! — Ich bin verloren!" stammelte bleich und erschrocken die Herzogin.

„Wie? der Herzog an dem geweihten Ort?" entgegnete verwirrt St. Megrin.

„Helft! helft!" flehte die Herzogin. „Rettet mich, führt mich von hinnen. Ha! wenn er mich hier trifft." — Wie eine Reuige fiel sie vor St. Megrin nieder und rief, indem sie seine Kniee umklammerte: „Rettet, rettet mich, wenn Ihr nicht einen Mord auf Eurer Seele, wenn Ihr nicht eine Leiche zu Euren Füßen sehen wollt."

Mit starken Armen raffte sie St. Megrin empor und rief: „Laß ihn anstürmen! Mit meinem Leben halte ich Wacht. Bei Gott dem Rächer! wer Dir ein Haar krümmt verfällt dem Tode."

Da stürzte bleich und erschrocken Matthieu durch die Thür und schrie: „Geschwind! geschwind! der Herzog!"

„Vernichtet ihn mit Hilfe Eurer Geister!" flehte St. Megrin zum Astrologen. „Zurück! dies Weib ist mein!"

Da vernahm man Schläge an die Thür, die wieder in's Schloß gefallen war. „Donnert nur, es ist die Todespforte," brüllte der Graf, „der erste Schritt führt in's Grab!"

Die Stimmen und das Geräusch vor der Thür wurden immer verworrener. Mit den Worten: „Er kommt!" eilte Matthieu durch die Cabinetsthür.

Abermals klammerte sich die Herzogin an St. Megrin und beschwur ihn, sie zu retten, da Beider Leben gefährdet wäre, wenn er hereinbräche. „Weh! er naht!"

zitterte ihre Stimme. Ach! schwarze Nacht umfängt meine Sinne. Weh!" — Ihrer nicht mehr mächtig, stürzte sie dem Grafen in die Arme, der sie mit seiner ganzen Kraft umfaßte. Da stürzte athemlos Matthieu wieder durch die Cabinetsthür, faßte die Ohnmächtige an der Hand und zog sie nach dem Eingang des Cabinets. „Zurück!" raunte er dem Grafen zu, der hinterdrein sprang und sie nicht verlassen wollte. Da rollte plötzlich das Sopha in das Cabinet zurück, die Thür flog zu und nur dumpf hörte St. Megrin noch die Worte des Alten: „Bleib! bleib! ich kehre wieder!" —

Wie zermalmt stand St. Megrin da. Gleich einem Traum ging das Geschehene an ihm vorüber. — „Verschwunden! zerstoben!" sprach er mit matter Stimme. Da flammte er plötzlich auf und donnerte mit mächtiger Stimme: „Er ist es, der mein Eden, mein Paradies zerstört, er allein, der sich frevelnd unternimmt, meinen Himmel zu befehden. Heran, Verruchter! Du findest den Mann der Kraft und wenn der tausendarmige Tod sich an Deine Fersen gekettet!" Da entfuhr sein Schwert der Scheide und wie ein ergrimmter, zum Zorn gereizter Löwe stürmte er nach der Thür, die jetzt von außen geöffnet wurde.

Trotzig trat der Herzog von Guise herein. Nach Art der Liguisten trug er einen grünen Wappenrock und hohe gelbe Stiefeln, die das ganze Bein bis zu Anfang

der Pluderhose bedeckten. An seiner Seite bemerkte man einen langen Stoßdegen nebst Dolch, während von seinem Barett eine lange grüne Feder herabwehte. Hinter ihm folgte lachend Epernon und Joyeuse und zuletzt Matthieu, der durch den verborgenen Gang auf die Haupttreppe geeilt war.

„Dies war die Hemmung?" murmelte Guise, indem er die Unterlippe zusammenbiß und mit durchbohrendem Blick auf St. Megrin sah, der ihn gleichfalls mit düstern Blicken anstarrte, während seine ganze Haltung sein empörtes Innere verkündigte.

„Was ist's, Herr Graf!" nahm Guise das Wort, „daß Ihr mir mit gezückter Waffe hier an diesem Ort in den Weg tretet."

„Wer erkühnt sich so zu fragen?" entgegnete störrisch St. Megrin. „Nehmt den Augenblick das Wort zurück, das Ihr gesprochen. Ich trage sie nicht blos weil ich ein Edelmann bin, ich trage sie auch um damit im Fall der Noth zu zeigen, daß ich ein Ehrenmann bin. Habt Ihr's gehört? — ein Ehrenmann!"

„Welch eine Sprache in des Herzogs Nähe! Bei allen Teufeln, wer wagt diese Worte?"

„Ich — Graf St. Megrin! Das Wort ist frei und keine Macht soll meine Zunge hemmen, da Wahrheit zu reden, wo sich das Haupt der Lüge aufthürmt. Und wenn es Euch durchaus gelüstet, zu wissen, warum

ich frei und offen meine Waffe trage, so sage ich Euch: ich trage sie zur Beschützung der Unschuld, ich schwinge sie zur Vernichtung meiner Feinde."

„Um Gottes Willen! Mäßigung!" flüsterte Matthieu dem Grafen leise zu.

„Vernichtung?" raunte Guise. „Ohnmächtigkeit, die auftauchen will aus einem Nichts. Zwanzig Jahr alt, commandirte ich die Arriergarde der katholischen Armee zu Jarnac und vertheidigte Poitiers gegen den Admiral Coligny."

„Den Ihr in der Bartholomäusnacht durch Besme habt ermorden lassen und dessen Blut um Rache schreit, bis die That gerochen. O, die Zeit hat noch Raum zu Thaten, die der Himmel und die Gerechtigkeit fordert und hier unter diesen Rippen schlägt ein Herz, das dem Rufe folgen wird, wenn es der Himmel gebeut."

Epernon und Joyeuse, die Zeuge dieser wechselseitigen Reden waren, scherzten jetzt über die grüne Feder auf dem Barett des Herzogs, die gewaltig hin und her schwankte, denn Guise war verhaßt und den meisten Höflingen ein Dorn im Auge, da seine Herrschsucht und seine bösen Gesinnungen allenthalben bekannt waren, weshalb er auch von der Catharina von Medicis und dem König Heinrich den Dritten scharf beobachtet wurde,

deren Spione nicht versäumten, treulich Bericht von seinem Thun zu erstatten.

„Kommt, St. Megrin!“ begann Epernon, „hier giebt's nichts einzuhauen. Kommt mit uns an die Tafel, denn offen und ehrlich gesagt: das harte Fleisch da hier will mir nicht behagen.“

„Ja! zur Tafel! ich brauche Ruhe!“ setzte Joyeuse hinzu.

„Auf! nicht gesäumt! Vorwärts!“ rief Epernon. „Du weißt ja, es drängt mich, meine Freude auszutoben und kein Schlaf soll diese Nacht in meine Augen kommen. Heisa! morgen ist ja drüben wiederum großes Bankett, an Fünfhundert Edelleute sind geladen und Alle diejenigen, die Theil nahmen am Feste im Hirschpark zu St. Germain.“ — Wohlgemuth schlang er seinen Arm um den corpulenten Joyeuse und schritt voran. St. Megrin, der einen innern Kampf gekämpft, schoß wüthende Blicke auf den Herzog und stürzte den Vorangegangenen nach. Matthieu, dem es während des Gespräches kalt und heiß geworden war und vielleicht nicht auf eine plötzliche Antwort gefaßt war, wenn Guise eine Frage an ihn richten sollte, benutzte die Gelegenheit und begleitete die hohen Gäste, die klirrend die Treppe hinabstiegen.

Der Herzog von Guise stammte mütterlicher Seite von königlichem Geblüt und war ein Mann von kräftiger

Körperbildung, obgleich seine Gesichtszüge einen starren und finstern Character verriethen, den vorzüglich seine Augen wiederspiegelten. Wegen seines Muthes, den er früher bewiesen, war schon die Aufmerksamkeit König Karl des Neunten auf ihn gerichtet. Täglich am Hofe und im Gefolge des Königs, fiel sein Blick auf die schöne Margaretha von Valois und glaubte sich ihrer nicht unwerth. Der Herzog von Anjou, nachheriger König Heinrich der Dritte, vernahm dies aber übel, zumal seine Schwester Margaretha den Herzog nicht ungern sah. Von jener Stunde an haßte er nicht allein den Guise, sondern auch seine eigene Schwester; denn er ahnte nur zu gut, daß Guise nach dem Besitz des Thrones ringe und dann Alles aufbieten werde, sich desselben zu bemächtigen, da Ehrgeiz und Herrschsucht sein Inneres erfüllte. Ein gleiches Mißtrauen bemächtigte sich auch des Königs Karl, der jede Annäherung und Zusammenkunft der Margaretha von Valois mit dem Guise hintertrieb, indem seine Schwester, eingeweiht in die geheimen Intriguen des Hofes, leicht ein Geheimniß ausplaudern konnte, da er wohl überlegt, daß eine Frau kein Geheimniß für den Mann hat, der ihre Liebe besitzt. Guise versäumte unterdessen nicht, im Lande bekannt zu machen, daß er sich mit Margaretha von Valois vermählen werde, zumal der König Sebastian von Portugal durch einen Gesandten bei Karl dem Neunten

um seine Schwester anhalten ließ, welches Gesuch auch der Papst Pius der Fünfte unterstützte und deshalb einen Legaten an den französischen Hof schickte, der sich sogleich an den König wendete und sagte, daß er wohl vergebens komme, da er in Erfahrung gebracht, daß nächstens die Verbindung mit dem Herzog von Guise in aller Form geschehen solle.

König Karl, der argwöhnisch und die kleinste Beleidigung zu rächen gewohnt war, beschloß, dem Fürhaben des Herzogs Guise nun mit aller Macht entgegen zu treten und die Verbindung zu hemmen, da er sie erstens als ein Hinderniß für seine politischen Absichten und zweitens als eine Verunehrung seines Hauses ansah. Ungesäumt ließ er seinen unehelichen Bruder, Heinrich von Anjouleme rufen, der Großprior von Frankreich war. Als dieser vor ihm erschien, reichte er ihm zwei Degen und rief: „Von diesen beiden Degen ist der Eine bestimmt, Dich in den Tod zu schicken, wenn Du mit dem Andern nicht morgen auf der Jagd den Herzog von Guise ermordest." — Der Großprior, der den andern Tag mit mehrern entschlossenen Männern auf die Jagd ritt, wozu Guise eingeladen war, hatte sich auch entschlossen, diesen Meuchelmord auszuüben, doch wohnte noch so viel Menschlichkeit und Religion in ihm, daß er den Streich unterließ, worüber König Karl sehr aufgebracht war und ihm mit harten Worten

seine Feigherzigkeit vorwarf. Guise, der unterdessen durch etliche Vertraute Nachricht von diesen Racheplänen erhalten, vermied fortan alle Jagdpartieen, da er immer mehr die Gewißheit erlangte, daß man nach seinem Leben trachte. Um den Argwohn Karls und seines Bruders Heinrich nicht noch mehr zu erregen, vermählte er sich plötzlich mit Catharina von Cleve, und die Vermählung ward in aller Stille und ohne alle Festlichkeiten vollzogen. Obgleich seine Gemahlin an Tugenden und Körperschönheit als Muster an dem verderbten Hofe galt, so fühlte der Herzog Guise doch wenig Liebe für dieselbe. Er hatte eine Convenienz-Heirath geschlossen und glaubte nun desto sicherer auf seinen Zweck hinzuarbeiten, denn ihn gelüstete nach der Krone Frankreichs und als Einer der Ersten, die sich für die sogenannte heilige Ligue interessirten, ein Bund, der sich die Aufgabe gestellt, die katholische Religion zu schützen, suchte er diejenigen zu gewinnen, von denen er glaubte, daß sie später in seine Pläne eingehen und ihn mit Geist und Kraft unterstützen würden.

In der versteckten und finstern Behausung des Astrologen wollten nun die Liguisten diesen Abend sich auf's Neue berathen. Der Herzog von Guise kam aber aus andern Ursachen schon früher an und war höchst überrascht, die Hofleute und vorzüglich den Grafen von St. Megrin hier zu finden, den er aus tiefer Seele haßte,

da er wohl wußte, daß er als Freund des Königs Heinrich des Dritten, nicht versäumte, den schwachen Regenten auf seine Laster und Fehler aufmerksam zu machen und in vertrauten Stunden ihn an seine unterdrückte Kraft zu erinnern, die zu manchen Zeiten mächtig emporflammte, wenn nicht die Königin Mutter, Catharina von Medicis, sie wieder gedämpft hätte. Die Worte St. Megrins und seiner Genossen hatten jetzt den Groll des Herzogs von Guise noch mehr angeregt und während sich die Bedeutung derselben fester in seine Seele prägte, machte er seinem Ingrimm Luft und sprach: „Tod und Pest über solch Volk, das sich am Hofe bläht und mir jetzt offen den Feind zeigt, den ich schon längst gewittert. Jubelt nur immerhin, mit Schrecken will ich das Werk der Friedensuhr zerstören, daß ihr letzter Ton als Todtenruf erklingen und Mark und Bein durchschüttern soll. Und jener Wicht mit der kühnen Zunge, er, Graf St. Megrin, ha! wenn es Wahrheit, daß er sich erkühne, mein Weib zu lieben, wenn es Wahrheit, daß er sie verfolge auf allen ihren Wegen, mit einem Schlage wollte ich den Elenden vernichten, mit eigner Hand wollte ich den Holzstoß anzünden und sollte ich dem Hekla die helle Gluth dazu entreißen. — Muth! Herzog von Guise! — Muth ist ein Sohn der Kraft und Kraft das Element des Lebens. Mag auch der Giftbaum, den ich zum Verderben gepflanzt,

im Sturme schwanken, das Hin und Her bohrt ja nur die Wurzeln fester, die ihre Säfte in die Zweige jagen, aus denen ich eine Krone und — Sklavenruthen flechten will. Hinauf, Guise! nur dem Verdienste gebührt die Krone. In's Reich der Schatten fahre so ein Schattenbild, das sich von einem Weibe beherrschen läßt. Wer den Muth und die Kraft in sich verspürt, einem König die unwürdige Krone vom Haupte zu reißen, um sie auf seinem Scheitel zu tragen, wie es sich ziemt, der stehle sie und zeige sie dem Volke, welches nicht will, daß das irre Spiel des Zufalls sie wie ein Stäubchen in die Wiege des Säuglings werfe. Ha! nicht soll der Bettler zeitlebens den Bettlerhut tragen, dies will der Himmel nicht, und seine Gesetze sind gleich für Hohe und Niedere. Erzittere! Schwachheit des Jahrhunderts! genannt Heinrich der Dritte! erzittere vor Heinrich von Lothringen, genannt Herzog von Guise!"

Während er so sein Rachgewebe spann und sein Geist die Glieder zu der Kette schmiedete, womit er den Hof und das Reich umzingeln wollte, hatte Matthieu den Dreien das Geleit gegeben. Bei jedem Tritt, den er wieder auf der Treppe vorwärts that, regte sich sein Gewissen. Zu einer ruchlosen That hatte er schon für Catharina von Medicis die Hand geboten, eine vielleicht noch schlimmere sollte er im Namen des Herzogs begehen, den kein Ohngefähr eine Stunde früher in seine

einsame Wohnung geführt. Kaum wagte er die Thür seiner eignen Behausung zu öffnen, als der Herzog laut seinen Namen rief. Ungesäumt trat Matthieu ein und entschuldigte sein Verweilen mit den Worten, die er sich während der Abwesenheit ersonnen.

„Sind die Buben fort?“ begann der Herzog.

„So eben stiegen Epernon und Joyeuse in den Wagen,“ erwiederte Matthieu. — „Wir sind allein, hoher Herr!“

„Nur nicht auf lange Zeit!“ nahm Guise das Wort. „Augenblicklich werden unsere Freunde kommen, um heute hier viel und Großes zu berathen, da heute gegen Abend wichtige Nachrichten von Don Juan aus Spanien angelangt sind, der regen Antheil an der Ligue nimmt.“

„Wie? Briefe vom Bruder Philipp des Zweiten?“

„Wie ich Dir sage, Du sollst Alles vernehmen, doch, ein traulich Wort mit Dir, ehe die Unsern sich hier einfinden. — Ich habe gehört, man könne auf Dich bauen.“

„Herr! ein Fels im Meer —“

„Desto besser!“ unterbrach ihn Guise. — „Man sagte mir, Du habest Kunde in der Geschichte des Alterthums; Du hättest Einsicht in die wichtigsten Documente genommen, die sich im Staats-Archive befinden, und wie ich von Brantome gehört, bist Du der größte

Meister in der Astrologie und Heraldik. — So einen Mann habe ich mir längst gewünscht."

„Wohl habe ich Kunde von dergleichen Dingen," erwiederte Matthieu. „Kann ich Euch in Etwas rathen, nun, wohlan! meine schwache Kraft steht Euch zu Diensten."

„Wie Ihr vernommen," hub jetzt vertraulich der Herzog an; „hat der römische Stuhl sich gegen meinen Anwald Tournon, den ich jüngst mit Vollmacht nach Rom gesendet, erklärt, daß er die heilige Ligue und jedes Bündniß dieser Art verwerfe. Tournon kehrte zurück, wurde plötzlich krank und starb zu Lyon. Alle meine wichtigsten Schriften, die er in seinem Verwahrsam hatte, sind verschwunden und auf immer verloren. Manch Document befand sich darunter, das einen Werth hatte, den nur ich ermessen kann. Nichts schmerzt mich aber mehr als ein Stammbaum, den sich mein seliger Vater vor funfzig Jahren mit großer Mühe und vielen Kosten verschafft, ein Stammbaum, der klar bewies, daß die Lothringer Prinzen die wahren Nachkommen und Erben Karls des Großen wären. — Matthieu! einen solchen Stammbaum schaffe mir zur Stelle, einen Stammbaum, der sich bis zu den Karolingern verzweigt und Kunde von dem Geschlecht der Guisen giebt. Nimm Seidenpapier und Pergament! schreib' Documente und Fehdebriefe darauf, die mit prahlenden Worten die Thaten

meiner Ahnen preisen. Belüge immerhin die Zeit, schöpfe aus dem Strome längst verflossener Tage wie eine Perle, die ihren Glanz auf mein ganzes Geschlecht wirft. Doch still, wie sich die Muschel schließt, wenn man ihr das Kleinod entrissen, schließ' Deinen Mund. Matthieu, Du wirst das Vertrauen zu rechtfertigen wissen, womit Dich ein Herzog beehrt. Hier — nimm!"

Während er ihm eine reich gefüllte Börse in die Hand drückte, vernahmen Beide das Herannahen der Liguisten.

„Es sind die Unsern!" rief Guise. „Geh! geleite sie herauf und schließ dann unten die Thür."

Der Astrolog gehorchte. Der Herzog Guise starrte ihm nach und begann: „Der ist für mich. — Ha! ein Riesenschritt zum Ziel. Wie die Saat im Schooß der düstern Erde wird mein Werk aufkeimen in stiller Nacht. Kampf und Streit mit Schwertern, denn das Wort ist ein todter seelenloser Körper, nur die That giebt ihm Leben; darum will ich Thaten in die Welt stürmen, daß ein Jahrhundert es dem Andern zurufen soll. Alle meine Sehnen will ich straffen, daß dem heiligen Bunde ein Oberhaupt werde, das getauft mit Feuergeist in die Wirren eingreift und da lichtet, wo die Ranken des Hochmuths wuchern. Auf! nicht verzagt! Wo Geist, ist Kraft! wo Kräfte, da ist Kampf und aus dem Kampfe entwälzt sich der Sieg. — Ha! nur erst das Volk

und der König ist mein. Wie der Sturm an halbversiegten Bächen das Rohr zerknickt, will ich dann das Scepter brechen und Verderben in all die Glieder streuen, die sich jetzt aufrecken gegen mich, damit ich sie stürze in den Abgrund, den sie sich selbst gegraben und über dem schon die Schauer des Todes wehen. Tod der Parthei! Vernichtung ihrem Glauben! — Vorwärts, ihr Würger und Rächer! ein flammend Schwert sei das Bild unserer Fahne, ein Grab dem Feinde der ewig rege Gedanke der haßerfüllten Brust!"

Da sprang die Thür auf und tief in die Mäntel gehüllt, traten die Vornehmsten der Liguisten ein, die aufgebracht waren über den römischen Hof, daß er einen Bund mißbillige, dessen Trachten dahin ging, den König zu beschützen, die Protestanten zu verderben und Alle zu vernichten, die gesonnen, der neuen Lehre zu huldigen, die mit Riesenschritten über den Erdball ging und ihr Licht leuchten ließ wie die Sonne, wenn sie aus der Nacht emporsteigt und purpurflammend all die Hügel küßt, die bedeckt vom Schleier der Nacht ihre Häupter emporgestreckt nach dem ewigen Urquell des Lichts, der da will, daß sei ein Hirt und eine Heerde. O heilige Trösterin, Religion! zu welchem Deckmantel mußtest du nicht schon der verwirrten Menschheit dienen? Wer zählt die Millionen, die um des Glaubens Willen in den Tod gegangen, wer mißt die Ströme Blutes, die

um deinetwillen geflossen? Wie viele Altäre werden noch rauchen, wie viele Tempel stürzen, ehe das große heilverkündende Wort: Einig! durch die Welt zittern und Alle zu einem Bunde verknüpfen wird?

Obgleich längst Mitternacht vorüber war, so strahlte dennoch heller Kerzenglanz durch die Säle des Louvre, wo ein Fest das andere verdrängte, da Catharina von Medicis Alles anwendete, den König Heinrich und seine Umgebung in den Taumel der Lust zu stürzen, damit die Aufmerksamkeit auf die Staatsgeschäfte abgelenkt werde und sie allein regieren könne. Dieser Hof war bekanntlich die Bühne der Verderbtheit, die Schule der Laster und Verbrechen, welche Uebel schon mit der Regierung Franz I. begonnen und zur Zeit der Bluthochzeit in einen Brennpunkt zusammentrafen, unter dessen Gluthen die guten Sitten völlig abstarben und jeden Grundsatz von Ehre und Rechtlichkeit bei den Franzosen vernichteten. Catharina von Medicis, Meisterin in der Verstellungskunst und zu jeder Gräuelthat fähig, erneute das Werk Ludwig XI. — So wie er, führte sie die Kunst, die Menschen zu regieren, einzig darauf zurück, sie zu veruneinigen und Heuchelei, Lüge und Meineid hatten in Frankreich ihren Sitz aufgeschlagen. Inmitten dieser Schandthaten traten nun unsere Helden auf, sehen wir den König Heinrich den Dritten, den die Königin Mutter, Catharina von Medicis förmlich am

Gängelband führte und nichts ohne ihren Willen unternehmen durfte, was sich auf den Staat oder auf die Verhältnisse des Hofes bezog.

Ausgestattet mit den herrlichsten Gaben des Geistes, verlebte Heinrich seine erste Jugend in dem Collegium von Navarra und wäre vielleicht ein trefflicher Regent geworden, wenn nicht dann seine Mutter die fernere Erziehung übernommen und Alles angewendet hätte, den aufflammenden Geist zu unterdrücken, der vom Sinnenkitzel übertäubt wurde, indem man den Jüngling jetzt mit Gewalt auf die Wege riß, wo das Laster und die Völlerei in allen Gestalten auftrat und wo ihm ein Wüstling und verworfener Edelmann, Namens Guast, als Führer diente, den er aber, wie etliche Geschichtschreiber melden, im Jahre 1575 durch den Baron von Viteaux ermorden ließ.

Obgleich der schwache Heinrich immer tiefer in die Verderbtheit hineinsank und sichtbar die Kraft des Geistes und Körpers abnahm, so gab es dennoch Stunden, wo die hohe Kraft der Natur ihr Recht geltend machte und seine Seele einen Aufschwung nahm, der der Königin Mutter fürchten ließ, daß er aus dem Pfuhle auftauchen könne, in den man ihn gestürzt, weshalb ihr Trachten dahin ging, ihn gänzlich von Frankreich zu entfernen. Höchst erwünscht kam ihr daher die Nachricht von dem erfolgten Ableben des Königs Sigismund

von Polen, der im Jahre 1572 starb. Heinrich, damals noch Herzog von Anjou, empfing die Nachricht vor Rochelle, welches er mit aller Macht angriff, aber von den Hugenotten trefflich vertheidigt wurde. Seine Mutter rief ihn eiligst zurück und bot Alles auf, ihn auf den erledigten polnischen Thron zu bringen, wozu ein polnischer Edelmann, Johann Crasoski, der sich lange Zeit in Paris aufgehalten, hilfreiche Hand bot, indem er seinen Landsleuten den Herzog von Anjou anpries und nicht verfehlte, die Einflußreichsten für ihn zu gewinnen.

Obgleich der Czaar von Moskau, Iwan Basilowiz, Johannes III., König von Schweden und der Erzherzog Ernst von Oesterreich sich mit um die polnische Krone bewarben, so wußte es der französische Gesandte, Jean de Montluc, Bischof zu Valence, durch seine Beredtsamkeit, vorzüglich aber durch das Gold der Catharina von Medicis, doch dahin zu bringen, daß die Polen den Herzog von Anjou zum König wählten, wiewohl etliche vornehme Katholiken und deutsche Protestanten anfangs dawider waren, weil sein Haß wider die Hugenotten sich vorzüglich in der Bartholomäusnacht so schändlich bewährt.

Nachdem der Bischof von Valence nach Paris zurückgekehrt und dem Hof seinen Sieg verkündigt, trafen die Polen Anstalt, eine große Gesandtschaft nach Paris

zu schicken, worunter sich der Bischof von Posen und Albert von Laski, Weywode von Siradien befand, welchen der ganze Adel des französischen Hofes bis Metz entgegen ging und sie unter dem Jubel des Volkes nach Paris führte.

Daselbst angelangt, machten sie zuerst dem König und der Königin ihre Aufwartung, dann dem Herzog von Anjou. Ganz Paris war versammelt, um die polnischen Gesandten zu sehen, welche in kostbare Goldstoffe gekleidet auf prächtig geschirrten Pferden einherritten, während die gestickten Satteldecken, so wie Zaum und Gebiß von Gold und Edelsteinen strahlten. Voran gingen die Pagen und Stallmeister der vornehmsten Gesandten, die vier bis fünf Fuß lange eiserne Keulen trugen und durch ihre hohe Gestalt, so wie durch die langen Bärte und hohen Pelzmützen imponirten. Den Fremden zu Ehren wurden die glänzendsten Feste gegeben, wo Catharina von Medicis Alles aufbot, um den französischen Hof im größten Glanze zu zeigen, der jetzt Summen über Summen verschwendete.

Heinrich von Anjou ging dann über Heidelberg durch die Pfalz nach Krakau, wo er zum König von Polen gekrönt wurde. Sein Bruder, der König Karl, so wie seine Schwester, Margaretha von Valois, wollten ihn bis Beaumont begleiten, kehrten aber schon zu Vitey um, wo Karl plötzlich erkrankte.

Seine Regierung in Polen währte aber nicht lange, denn noch in demselben Jahre starb König Karl und Heinrich eilte nach Paris, um den Thron in Besitz zu nehmen, obgleich Catharina von Medicis schon Pläne spann, dies zu verhindern, was sich dadurch bewahrheitete, daß sie ihrem Sohn den Tod seines Bruders gänzlich verschweigen wollte. So lebte er denn nun als König von Frankreich unter der Aufsicht seiner Mutter. Bald kleidete er sich wie ein Büßender, folgte den Prozessionen und glich eher einem Carthäuser, wenn er nicht auf einmal wieder bedeckt mit reicher Stickerei und mit Perlen und Juwelen überladen erschienen wäre, prächtige Feste gegeben und sich den größten Ausschweifungen ergeben hätte, wozu Catharina von Medicis ihm Gelegenheit zu verschaffen suchte, indem sie nicht versäumte, stets einen Kreis aufblühender Schönheiten am Hofe zu halten, die stets den König umringten und die Schwadron der Königin Mutter genannt wurden.

Der gewissenhafte Admiral Coligny, der wohl wußte, daß Catharina von Medicis es nur zu gut verstand, die Macht der Schönheit geltend zu machen, da diese eine der geheimen Triebfedern ihrer Reichsverwaltung war, sagte darüber mit Recht: keine verlorene Schlacht ist so verderblich als der Einfluß dieser Schönheiten.

In diesen Kreis hatte sich jetzt Epernon und Joyeuse begeben. Catharina von Medicis, die sie aus der Ferne

beobachtete, sah nur zu deutlich auf ihren Gesichtern den günstigen Eindruck, den die Prophezeihung des Astrologen hervorgebracht, denn Joyeuse, dessen Wesen mit dem caspischen Meere zu vergleichen war, das weder Ebbe noch Fluth haben soll, schien seinen Schlafdämon verbannt zu haben und zechte gemüthlich mit an der Tafel, wo der König mit seinen Mignons saß, wie man damals seine Hofleute nannte.

St. Megrin hingegen hatte die Beiden am Eingang des Louvre verlassen und seine Schritte über die Seinebrücke gelenkt. Rings herum herrschte tiefe Stille, nur hier und da vernahm man die Tritte einiger Wachen und das Aufstampfen der Partisanen der Wächter, die am Portale der Paläste standen. Der Seinestrom, auf dessen Wellen sich die locker angebundenen Kähne der Fruchthändler schaukelten, wälzte seine Wogen in abgemessenen sanften Schlägen dahin und spiegelte hier und da die matten Lichter wieder, die aus den Laternen niederschimmerten, welche die Schiffer und Händler in den Kähnen aufgesteckt. Zerrissene Wolken durchjagten den Himmel und die Sterne, die hellen Augen der Vorsicht, blickten friedlich herab auf die Welt.

St. Megrin durchlief wie ein Irrender die Straßen und Plätze. Nicht fühlte er den Hauch der Nacht, nicht sah er das gestirnte Firmament, denn er fühlte nur den Gott in sich, den allmächtig beseligenden Gott

der Liebe, sah nur sie, die als Abglanz seines Lebens bestimmt war, seinem Leben erst die Weihe zu geben, damit er sagen konnte: nichts ohne Dich, mit Dir Alles, mit Dir die welterzeugende Kraft des Donners, der die Liebe als ewiges Erbtheil auf die Erde gesenkt, damit der Mensch in ihr den Gott und das Leben dereinst erkenne.

Ja! ja, das ist die Kraft der Liebe, welche die Nerven schauern macht, wie zwischen Ebbe und Fluth. Die Farbenpracht der Natur erlischt vor dem Blicke des Jünglings, wenn der Diamant fehlt, der allein seine Seele erleuchtet, der helle strahlende Punkt, um den er kreis't wie ein dürstender Planet, der Feuerball in seiner Nacht, daß er erblindet gegen das ganze unendliche All. Des Geistes ungezügelter Fittig erlahmt vor dem Bilde und die himmelstürmende Phantasie brütet darüber wie dereinst der Geist Gottes über den Gewässern.

Kaum vermochte St. Megrin die Umwandlung zu erfassen, die mit ihm geschehen, kaum vermochte er die Tiefe zu messen, die sich auf sein ganzes Wesen gelegt und sich auf der Oberfläche abspiegelte wie die Sonne des Himmels auf den lebendigen Hügeln des Meeres. Aber so ist die Liebe: nur ein Funke von der heißverlangenden Flamme, nach der sie lechzt und sie loht auf zu Feuerbergen, die alle ihre Krater öffnen und die Lava

herniederströmen, welche die Saaten mit ihrer Asche begraben, indem sie zugleich düngen und doppelte Erndten brüten. Und dennoch ist die Liebe die große heilige Fessel, welche die Menschen und die Welt zusammenhält, sie allein ist es, die den Kampf des Märtyrers verklärt, in dem Gesetze: Liebt Euch! liegt der Inbegriff aller Religionen.

Erfüllt mit all den heiligen Gefühlen sehen wir jetzt den Helden unserer Geschichte in den Kampf gehen, sehen wir ihn ringen nach dem Ideale mit der Kraft und dem Thatendrange eines Eroberers, und sonach lernen wir ihn kennen in seinem hellsten Lichte, in seinem größten Glanze, denn das Leben eines Menschen ohne Liebe ist ein Chaos, eine wüste Insel, die noch im Traum der Verpuppung liegt und nichts ahnt von der üppigen Vegetation, die in ihr schlummert und dereinst glühend hervorbrechen wird, wenn die ersten Strahlen der neuen Lebenssonne emporgeflammt, um nach segensreicher Wanderung niederzutauchen in das Meer des Entzückens. Ja, das Wissen des ernsten Mannes birgt sich tief ohne allen Glanz in seiner Brust und würde da unbeachtet vermodern, wenn es sich nicht am hellen Diamant der Frauenherzen das ächte Licht und die wahren Strahlen holen könnte, mit denen er dann in die Welt tritt, um sie zu beglücken bis auf die spätesten Zeiten.

Wie von einem innern Triebe gelenkt, hatte jetzt St. Megrin seine Schritte nach dem Palast der Herzogin von Guise eingeschlagen. Mit verschränkten Armen stand er da im Schauer der Nacht und blickte hinauf nach den Fenstern, wo die Heißgeliebte schlummerte. Er hielt den Odem an, als wenn er sie nicht stören wollte im süßen Schlafe. Er setzte seinen Fuß über die Schwelle des Portals, das ihr Fuß überschritt, und wonneselige Gefühle zogen ein in seine Brust, die emporwallte und den Sturm barg, der innen ras'te und die Wellen eines erregten Seelenmeeres immer höher und höher emporthürmte. Hastig, wie ein Scheidender, der Abschied nimmt und sich plötzlich von der Geliebten losreißt, um den Thränen und der Wehmuth zu wehren, die hervorbrechen wollen, riß er sich von der Stelle los und schritt weiter fort; wohin, wußte er nicht, denn die Welt war ihm jetzt zu enge, seine Gedanken umklammerten das ganze Universum, das wieder in das einzige Wort: Liebe, zusammenschmilzt. So stand er plötzlich auf dem freien Platze der Kirche Notre-Dame und blickte, still in der stillen Nacht, empor nach den lichtdurstigen steinernen Riesen von Menschenhand gestaltet. Der Schleier der Wolken zerriß und der Mond fiel mit aller Pracht auf das gothische Gebäude. Die seltsamen Gestalten wurden seltsamer durch das Spiel des zauberischen Lichtes und das steinerne

Laubwerk auf den Thürmen glich weißen, riesengroßen Blumen, die sich aufrankten zu den milden Sternenbildern. Die Wohnungen umher lagen wie kindische Kartenhäuser um den ewigen Bau; Wolken flogen wechselnd am Himmel hin; die Nachtluft schüttelte Blätter und Zweige, unerschütterlich fest stand die ungeheuere Steinmasse. Da zog die Erinnerung kräftiger Vorzeit feierlich, aber heimlich an St. Megrin vorüber und seine entnervte fluchbeladene Zeit gemahnte ihn nach ihr, wie die lautlose Nacht auf den lauten geräuschvollen Tag. Da sprach die metallene Zunge wohlklingend aus der Höhe und in feierlich abgemessenen Schlägen. Es war, als ob sie mit der Welt redete und zu ihm spräche: „Mich übermannt der Schlummer nie, und die Vergänglichkeit kenne ich nicht. Noch bin ich, wie ich war, und wie ich gewesen, werde ich sein. Mich hat des Menschen Hand gemacht, aber es steht der, so mich schuf, staunend vor seinem Werke, gleich dem Beschwörer, der Geister aus den Elementen zwingt, vor welchen ihm endlich selbst graut. — Gehe auch Du zur Ruhe! ich aber bleibe hier und werde noch lange bleiben, wenn Du schon zur letzten Ruhe wirst eingegangen sein.“

Kaum hatte die Sonne ihre ersten Strahlen auf die hohen Thürme und Paläste der unermeßlichen Stadt geworfen, als durch das Thor unweit der Capelle Genoveva ein Trupp französischer Edelleute auf stattlichen Pferden hereinzog, dem eine Menge Wagen folgten, in denen die Edelfrauen saßen, die vom Hofe zum Feste geladen waren. Im Louvre waren die Pagen und Diener rühriger als je und liefen mit silbernen Vasen und Geschirren, die mit den seltensten Früchten geschmückt, nach den Gärten der Tuilerien, wo große Nischen für die Gäste angebracht waren, während Fahnen von den mit Wappen und Guirlanden geschmückten Trinkzelten wehten. Am Ende des Hauptganges erhob sich die Tafel für die königlichen Personen auf erhöhten Stufen von Rasen. Als sämmtliche Edelleute, die sich ohnweit des Stadthauses versammelt, mit Musik und flatternden Panieren und begleitet von der tobenden Menge ankamen, stand Catharina von Medicis nebst ihrem Sohn Heinrich auf dem Balcon und übersahen den reichen Zug.

Alle Lustbarkeiten, die zu ersinnen gewesen, nahmen ihren Anfang, wozu die Kanonen der Bastille tapfer spielten. Während hier ritterliche Spiele die Aufmerksamkeit fesselten, vergnügten sich mehrere Gäste in den kostbar verzierten Gondeln und Kähnen, die von Tritonen und Meergöttern umgeben, auf der Seine dahin

gleiteten. Die Gäste an den Tafeln wurden außer der Menge von Pagen auch noch zur Sonderbarkeit von Schäfern und Schäferinnen bedient, die nach den verschiedenen Trachten aller französischen Provinzen gekleidet waren. Nach der Tafel, wo die Hoftrompeter sämmtliche Gäste durch eine Fanfare zusammenriefen, tanzten dann mit der eigenthümlichen Musik die Schäfer und Schäferinnen die Tänze ihrer Provinz. Die aus Poitou mit der Schalmei; die Provenzalen ihre Volte mit den Pauken; aus Bourgogne und Champagne mit der kleinen Oboe, der Geige und dem Tambourin; die Bretonnen das Passepied und den fröhlichen Branle-Tanz.

An der Seite der Catharina von Medicis saß Heinrich und Margaretha von Valois, die Königin von Navarra, welche durch ihre Schönheit all die Frauen des Hofes überstrahlte. Sie war in Silberstoff gekleidet und trug den königlichen Mantel von violettem Sammt, der mit Hermelin ausgeschlagen, mit zwei Reihen goldener Lilien gestickt und reich mit Edelsteinen verziert war. König Heinrich hatte ein Kleid von seiner Lieblingsfarbe gewählt, blaßgelber Atlas, der mit Perlen gestickt und mit Goldbrokat ausstaffirt war. Daß die faltige Krause und das geringelte Haar heute nicht fehlte, braucht keiner Erwähnung, da er Beides besonders liebte und nie fehlen durfte, wenn er sich in weltlicher Kleidung zeigte. In der Nähe der Catharina von Medicis

befanden sich die Marschälle Retz Gondi und Tavennes, so wie der Kanzler Birague, die ihre Herzen der Freude zu öffnen suchten, welche aber ein finsterer Dämon zu verbannen schien, der seit der Bluthochzeit Sitz in ihrem Innern genommen, da sie es vorzüglich waren, die zu der Gräuelthat besonders die Hand geboten.

Fröhlicher hingegen bewegten sich die jüngern Günstlinge des Königs, die sich mit ungestümer Lust der Freude hingaben. Nur Einer der Theilnehmer war still und in sich gekehrt, es war — St. Megrin. In der Hoffnung, die Herzogin von Guise zu sehen, hatte er nicht versäumt, sich einzufinden; aber seine Augen suchten vergebens.

Losgerissen von dem Strudel der Sinnenbetäubung saß er in einem der Säle des Louvre in einer Fensternische und lauschte der Musik, die herübertönte. Wie die Erinnerung an die Tage seiner Kindheit zogen die süßwehmüthigen Töne in sein Herz und berührten mit Zaubermacht all die Saiten seines bewegten Innern. Bald lauschte er, als spräche die Göttliche in Wundertönen, bald sank er zurück, forschend und sinnend ob der wunderbaren und unbegreiflichen Kraft, die sie auf ihn ausübte, bald erhob er sich, als wolle er die flüchtigen Töne erhaschen und zog sich dann wieder in seine Einsamkeit zurück.

Ja, die Musik ist ein äußerst wunderbares und un-

begreifliches Wesen. Sie sagt: siehe, ich bin hier! -- und im Nu ist sie schon dort; sie spricht: ich bin, und ehe man es denkt, ist sie schon gewesen.

Die Tonkunst mußte ihm in diesen Augenblicken die versagte Liebe ersetzen, mußte der trostreiche und erheiternde Genius werden in so trüben Stunden, denn die Tonkunst ist ja die einzige Sprache, die fähig ist, so recht zum Gemüth zu sprechen und vollendet sonach den Sinn der Schöpfung, indem sie für das Entsetzliche Trost und Beruhigung giebt, wenn die Summe des Lebens keinen andern Gewinn auswirft. Und er, der Gebeugte, ach! er verstand ihre Sprache nur zu deutlich, denn Musik ist ja die Sprache der Welt; Jeder versteht sie, Jeder begreift ihre Mahnung. Hoffnung und Sehnsucht, Zukunft und Vergangenheit, Alles wird in der Seele des Menschen wach und verkörpert sich zu einem großen riesigen All, welches das Herz verjüngt und es in seinen ewigen Frühling hinüberträgt. Sei gepriesen, du selige Macht der Töne, du Bote unsers künftigen Heimathlandes, du Erweckerin der schönsten Gefühle und Handlungen, du Trösterin in den Stürmen des Lebens. Nicht der Mensch, nein! der Ton war der Schlußstein der Schöpfung. Musik entstand aus dem aufwallenden Hauche Gottes, als er den Pulsschlag der ersten Menschen belauscht. Musik ist der größte Beweis der Unsterblichkeit.

Während St. Megrin sich seinen Gefühlen hingab, stammelte er unwillkürlich die Worte: „Ich liebe Dich bis über jenes Leben!“ — Mit jedem Stundenschlage drang ihr Sinn tiefer in das traumberauschte Herz, er sah nur sie und sein Geist fühlte sich der Erdenhaft entrungen, wenn er in dem Gedanken schwelgte, daß diese Worte Wahrheit wären und aus den Tiefen einer Seele stammten, in deren Geist er lebte, in deren Walten er den Himmel und die Fügung der Gottheit erkannte.

Plötzlich wirbelten die Pauken, in welche sich der Freudenjubel der frohen Menge mischte. St. Megrin erhob sich und sprach: „Hinweg! seitdem ich sie sah, kann ich den Ton des Hofes nicht mehr ertragen. Rauscht auf, ihr Töne! wühlt euch betäubend in die Saiten, mit Allgewalt zieht es mich hin nach ihr, und doch, doch muß ich sie meiden.“

Da gingen die Flöten und Oboen aus dem Instrumentensturm in ein weiches liebliches Adagio über. St. Megrin horchte auf, ihm war, als öffneten sich ihm die Pforten eines Paradieses und eine niegefühlte Wehmuth durchströmte seine Brust. Gleich den Tönen der Orgel, die wie ein Sturm der Andacht sausend und mit unbändiger Kraft durch die hohen Gewölbe gehen und das zerknirschte Herz auf freuderauschenden Wellen dem Unsichtbaren zum ewigen Weih- und Dank-

opfer bringen, durchzog eine heilige Begeisterung seine ganze Seele. Seine Phantasie zauberte ihm den seligen Zustand herbei, wo er vereint mit seiner Catharina Tage ewiger Wonne, ewiger Freude durchlebte. „O!“ rief er mit Entzücken aus, „mit Dir zu leben, mit Dir vereint durch das Leben zu gehen, welche Seligkeit des Himmels und der Erde wöge dies auf?“ — Sinnend ging er einige Schritte, blieb aber wieder stehen und sprach, indem er die Hand auf sein Herz legte: „Wie es pulst, wie es tobt! — So leer, so einsam und doch keine Ruhe. Erde und Himmel! sagt, o sagt, wo schöpfe ich Kraft und Festigkeit zum Handeln? — Hier, hier, aus meinem Ich, aus den Tiefen meiner eignen Brust, denn in des Menschen Seele liegt ja der Stoff zum Sein und Handeln in dem Hier, so wie in dem Jenseits dieser Erde.“

„Gott mit Euch! Herr Graf!“ ertönte jetzt hinter ihm eine Stimme. Schnell wendete sich St. Megrin um und erblickte den Alchymisten Matthieu, den er schon seit Stunden vergeblich gesucht hatte. „Vater, Freund!“ begann er mit freudiger Aufregung und stürzte an seine Brust. „Kommt, kommt! seit Tagesanbruch forschte ich nach Euch. Willkommen! der Himmel führt Euch her zu mir. Erzählt, was geschah mit der Herzogin, sprecht, greift ein! rettet mich aus dem Streite meiner Kräfte und nehmt dafür den Dank einer Ewigkeit.“

„Euch retten?“ entgegnete Matthieu. — „Graf! habe ich nicht schon genug für Euch und die Herzogin gethan? — Mehr todt als lebend flüchtete sie aus meiner Zelle.“

„Mehr todt, sagt Ihr?“ rief hastig der Graf, indem die Gluth seiner Augen aufflammte und seine Hände sich krampfhaft nach dem Alten ausstreckten. „Mehr todt als lebend und dies allein durch meine Schuld.“

„Ja! Ihr wagtet ein böses Spiel; das höchste jedoch mit dem Herzog von Guise, an welchem diese Stunde gewiß nicht vergebens vorüber gegangen. O, ich preise den Himmel, daß es ohne Folgen vorüberging und ermahne Euch, die wilden Triebe zu bezähmen, denn wo große Kraft, da ist die Verirrung am nächsten.“

„Mehr todt — als lebend!“ wiederholte St. Megrin mit gedämpfter Stimme, indem seine Hand das Licht der Augen bedeckte. Plötzlich trat er zu Matthieu, wie Einer, in dessen Seele ein Entschluß gereift und sprach: „Sei wie dem wolle. Ich muß sie sehen, muß mir Verzeihung erwerben und wenn sich eine ganze Welt zwischen mir und meine Wünsche legte. — Matthieu! bei Allem was Dir heilig, beschwöre ich Dich, eile hin zu ihr, bring' ihr meine Grüße, bitte, flehe, setze es

in's Werk, daß mir nur noch einmal des Wiedersehens Stunde erblüht."

„Ich — zu der Herzogin? Graf! Ihr traut einem alten Manne wie ich bin eine Kraft zu, die ich nicht besitze. Mit meiner Rede ist nichts geschaffen, zumal den Meisten graut, wenn ich in ihre Nähe trete. Nein! nein! meine Person verflüchtigt sich hier zu einem leeren Nichts und schon der Gedanke daran schilt mich einen Thor. Geht selbst zu ihr und bringt die Worte an, gegen die meine Rede nur als ein Hauch erscheinen würde. Das eigene Selbst wirkt wie das Licht der Sonne; ein kalter Mondstrahl hingegen ist das Wort des Boten."

„Spare Dein Wortgepränge, denn ich verstehe nur Thaten!" entgegnete mit Aufregung St. Megrin. „Säume nicht! eile hin zu ihr, denn ich müßte ja erröthen, wenn ich mit dem Gefühle meiner Schuld der Himmlischreinen vor die Augen treten sollte. Geh! bring' mir ein Zeichen der Versöhnung, ein Blümchen, einen Zug von ihrer Hand, ein Haar aus ihren Flechten, welches von Sühne und Gewährung spricht, mich ihr zu nahen. Geh! im Angesicht der ernsten Ewigkeit, bei meiner Seele und allen höhern Mächten beschwöre ich Dich, laß mich nicht vergebens harren und wenn Deine Brust nie Mitleid gefühlt, so fühle es in dieser Stunde, welche Dir Bahn bricht zu einer That, auf welche die Augen

des Himmels mit Wohlgefallen herabblicken, denn es gilt die Ruhe und Wohlfahrt eines Menschen, der dafür die ganze Natur zum Danke aufrufen und segnend Deiner gedenken wird in der letzten Stunde seines Lebens."

Matthieu, der starr und fest seine Blicke auf den Estrich niedergesenkt, blickte mitleidig dem Liebeglühenden in's Angesicht und sprach mit zuversichtlicher Stimme: „Edler junger Mann! mit Allgewalt fühle ich die Tiefe Deiner Leiden, vertraue, hoffe, und — die Hilfe naht. Zum erstenmale in meinem Leben fühle ich, was Liebe sein mag, was Liebe ist. Du hast mir irdische Güter geboten, hinweg, ich verachte das todte Metall, denn eine andere Stimme gebeut jetzo in meiner Brust. Das Wagniß, was ich jetzt beginne, gilt der Heiligkeit eines unverletzlichen Eides, gilt Dir und Deiner Liebe. Mein Gang ist schwer, aber wo die Liebe thront, da ist die Gottheit mit ihren schützenden Engeln, auf sie allein laß uns bauen, in ihren Händen liegt die Krone der Erfüllung und des Sieges."

Eilig, doch wohlbedacht durchschritt er den Saal, während ihm St. Megrin mit klopfendem Herzen nachsah und seine Hände faltete, als wolle er für das Gelingen flehen. „Er geht dahin!" rief er mit jauchzender Stimme. „O Catharina! sende mir ein Hälmchen, sende mir den Staub einer Blume! wie ein

Pilote, welcher Schiffbruch litt, will ich mich daran klammern und der Hoffnung Raum geben, daß unserer Liebe Träume sich zur Wahrheit gestalten und ewig, ewig währen mögen."

Unruhig ging er auf und ab; jeder Ton der Musik brach sich wie ein tausendfaches Echo an seiner Brust, welcher die Worte entströmten: „Ich liebe Dich, bis über jenes Leben!"

O Allgewalt der heiligen Liebe! wo ist der Mensch, der sagen kann, ich schwang mich hinauf auf Deinen höchsten Gipfel, ich stieg hernieder und ergründete Deine Tiefen? Wo ist der Sterbliche, der sich rühmen kann: ich habe deine Zauberkraft enträthselt und bin fähig, deine Geheimnisse zu enthüllen? Die Liebe, die Schöpferin der Poesie, die Poesie des Lebens ist einfach wie das Vaterunser und doch so reich wie die Psalmen in dem ewigen Buche, das dereinst Gottes Finger gerschrieben und das wahre Buch der Liebe ist. Die Liebe entspringt im Herzen und mündet wiederum im Herzen; sie ist eine nieversiegende Quelle, die durch blumige Auen rieselt und doch wieder ein Meer, dessen sturmgepeitschte Wellen in den Sand knirschen und sich emporbäumen an den ewigen Schanzen, die das Land als Hort und Wächter an den Strand geworfen. Die Liebe ist geheimnißvoll wie die Stätte des Hochgerichts und doch offen und frei wie die Straße des Himmels, darum

vertraute der Liebende sein Geheimniß einem Manne, dessen Brust die Liebe nie gekannt. Flüchtigen Fußes wollte jetzt St. Megrin den Saal verlassen, als ihm jubelnd Epernon und Joyeuse entgegen traten.

„Freund! Bruder! warum fliehst Du die Freude!“ begann Epernon und drückte ihm freudig die Hand. — „Auf! freu’ Dich heut Deines Lebens. Versenkt wie einst die Erde nach der Sündfluth ist heute der ganze Hof in Lüst und Wonne. Vorwärts, Freund! nicht den Einsiedler gespielt, Alles schwimmt in Seligkeit und Freude!“

„Ich glaube es wird noch Mancher untersinken, der nicht den Mantel nach dem Winde hängt!“ sprach gähnend Joyeuse, der sich in einen Sessel geworfen hatte und seine Beine von sich streckte.

Epernon lachte laut auf über die gerade nicht gehaltlose Bemerkung des Phlegmatischen und rief: „O seht den Schalksnarr. Gut gesprochen, Joyeuse! der Wein ist ein guter Einhelfer, wenn der Verstand auf der Sandbank sitzt. — Nicht wahr, St. Megrin! Hu! nicht so finster, das sind ja Blicke, die man selbst in der Dunkelheit nicht für baare Münze nimmt. Auf! fröhlich hineingeschaut und das Leben mitgenommen, das ja so nur siebenzig Jahre währt. Hinweg mit der unheimlichen Miene, der alte Astrolog müßte Dir denn ein übel Wörtchen in das Ohr geflüstert haben.“

„Nein! so grob ist er nicht!" erwiederte Joyeuse. „Wenn Zwei Etwas gewinnen, so darf der Dritte auch nicht mit leeren Händen fortgehen. — Ich kenne das, dies ist Gesetz in solchen Geisterbuden."

„Fürwahr, Joyeuse!" nahm Epernon das Wort. „Griechenland hatte sieben Weise, hättest Du dort gelebt, man würde Acht zählen. Ja! ich möchte schwören, St. Megrin hat auch gute Nachrichten empfangen. Der wunde Fleck Deines Herzens kann dem alten Seher unmöglich entgangen sein und gewiß hast Du ein Bild geschaut, was die eignen Ideale irre führt, ein Bild —"

„Still!" begann leise St. Megrin, indem eine leichte Röthe sein Angesicht überflog.

„Stillschweigen? O, Dein Antlitz spricht nur zu deutlich; denn wie ein armer Schiffer, der im Hafen seinem Herrn den Schiffbruch anmeldet, betratest Du heute das Louvre. Andere kämpften mit der Gewalt des Weines, Ihr kämpftet mit Gefühlen."

„Still davon!" nahm St. Megrin das Wort. „Es ziemt sich nicht, die heiligen Gefühle vor aller Welt zu zeigen, die uns beseelen."

„Da erhoben sich jubelnde Stimmen aus den angrenzenden Sälen. „Ha! man merkt es," begann Epernon, „daß Antraguet begnadigt und wieder bei Hofe ist, seine Stimme ist heute sehr bemerkbar."

„Begnadigt?“ fiel ihm St. Megrin in die Rede. „Gnade wegen des Mordes, den er im Zweikampf gegen Quelus beging?“

„Ja! ja! — Begnadigt vom König.“

„Wer hat dies ausgewirkt?“

„Ihr könnt da noch fragen? — Herzog von Guise, der seine Hand überall im Spiele hat. Der hochmüthige Herr Heinrich von Lothringen, der ein Gelüst hat, sich die Krone auf sein hochfahrendes Haupt zu setzen.“

„Mit Allgewalt durchzuckte es St. Megrin bei diesen Worten, der seine Braunen zusammenzog und doppelt den Grimm fühlte, der sich seiner bemächtigte. Da traten Antraguet nebst einigen andern leichtfertigen Edelleuten in den Saal. Ein gällendes Gelächter erscholl aus ihrem Munde, denn sie musterten die Edelfräuleins aus den Provinzen und machten sich lustig über die unschuldigen Gesichter, die mit Verwunderung all die Pracht und Herrlichkeit betrachteten und bei dem kleinsten zweideutigen Worte errötheten.

„O, laßt sie nur acht Tage hier leben,“ nahm Antraguet das Wort, „sie werden sich schon in unser Leben zu fügen wissen.“

„Das denke ich auch,“ begann ein Anderer. „Die blasse Farbe von Tugend und Sittsamkeit, welche die Provinz und das idyllische Landleben ihnen angepinselt,

wird schwinden, ehe der Mond wechselt. Mit zwei bis drei galanten Worten fängt man so ein Täubchen auf der Stelle und ein einziger süßer Laut, ein schmachtender Blick lös't die Schildwache Vernunft ab. Ja, Freunde! haltet Euch nur an mich, ich habe die Grammatik des Hofes und der Liebe studirt, ich weiß, wie man sich zu einer Mehrheit macht und will heute eine Praxis ausüben, die mir wahrhaftig keine Schande machen soll."

„Hurrah! heut Abend!" riefen sie einstimmig und schwenkten sich herum.

„Ja! heute Abend!" raunte Antraguet. „Wenn nur schon die Sonne hinunter wäre. Bei Tage bin ich eine Eule, die in das Licht blinzelt, aber so wie die Dämmerung einbricht, da bin ich auf den Beinen. Va-banque dem Tag! nur die Nacht mit ihren Sternen, die Nacht mit ihren Stürmen und Dämonen hat Poesie. Am Tage geht Jeder bei dem Andern vorüber und ärgert sich über die Wichte, die der liebe Herr Gott so als Gedankenschnitzer in die Welt gesetzt hat, über die mißlungenen Buchstaben und krummen Zahlen im Weltenbuche, die seine Schöpfung schänden, daß er selbst Anstand nimmt, sie von dem großen Lehrer Tod mit seiner Sense wegkratzen zu lassen. Va-banque dem Tage! ein Lebehoch der Nacht. In der Nacht sind alle Menschen Brüder und bei St. Denis und allen

Teufeln, die Welt wäre glücklich, wenn es ewig Nacht wäre."

„Es lebe die Nacht!" brüllten sie ausgelassen, schlangen die Arme in einander und entfernten sich jubelnd. — Mitleidig sah St. Megrin den lockeren Gesellen nach, die Schwelgerei und Wohlleben als den Zweck des Lebens ansahen und keine Ahnung hatten von der Seligkeit einer höhern Liebe. Da hüpften zwei Gestalten herein, die sich vor Wonne fast umarmt und geküßt hätten. Es war dies ein Herr von Hüran und ein Herr von Simié, welche der König angeredet und eines gnädigen Blickes gewürdigt hatte. Diese Gunstbezeugung hatte diese winzigen Seelen auf den höchsten Gipfel der Freude erhoben und erschöpften sich in Lobpreisungen über ihren gütigen Fürsten.

„Ach! er ist die Milde selbst," flüsterte Simié.

„Dabei ein Mann von Geist," setzte Hüran hinzu.

„Schade!" begann Simié kichernd, daß das Volk an seinem Geiste, an seinem Scharfsinn zweifelt."

„Wer zweifelt daran!" sprach mit fester Stimme St. Megrin, indem er hervortrat und Beide scharf in's Auge faßte.

„Das Volk! das Volk! gutes Freundchen!" erwiederte Simié. — „Haha! habe da so ein Schriftchen zu Händen bekommen, ganz ohne meinen Willen, was unter's Volk vertheilt und viel gelesen wird, wiewohl

ich noch keinen Blick hineingethan. Hier ist es." Er langte eine Druckschrift hervor, deren Titel lautete: „Heinrich, durch seiner Mutter Gnaden, träger König von Frankreich, und in der Einbildung von Polen; Aufseher des Louvre; Küster von St. Germain; Hansens Schwiegersohn; Halskrausenfältler und Haarkräusler; Krämer am Gerichtshofe; Besichtiger der Badestuben; Guardian der vier Bettelmönchsorden und Protektor der Weißmäntel."

„Fluch dem Verfasser und Verbreitern dieser Schrift!" donnerte St. Megrin, daß der Zarte das Büchelchen vor Schreck auf den Boden fallen ließ und mit seinem Freund auf ungemein flüchtige Weise von dannen eilte.

„Fluch und Pest! über solche Creaturen!" nahm Epernon das Wort. Dies sind so ein Paar Zöglinge der Feigheit, die wahrscheinlich so ein Kronenräuber in der Einbildung zu seinen Plänen dressirt. Wahrlich, solche Einfältige sind schlimmer als Verständige, denn der Kluge gebraucht sie zu was er will. Wart, Bursche! wenn ich recht gesehen, so steckten noch etliche dergleichen Büchelchen unter Deiner Kutte, die ich bei Gelegenheit mit meiner Klinge auspochen werde."

„Ihr meint, Jene sind feile Diener von —"

„Von Guise," fiel ihm Epernon in's Wort. — St. Megrin schritt, indem er sein Oberkleid lüftete, auf und ab, und rief: „Nennt mir diesen Namen nicht

mehr. Sprecht von Dionys und Nero, sprecht von den Thieren der Wüste, nur verschont mein Ohr mit dem Namen Guise."

Da unterbrach seine Rede das Erscheinen eines jungen schönen Mannes, der mit kräftigen Tritten hereintrat, während seine Augen wie feurige Kugeln umherrollten.

„Ha! Büssy d'Amboise!" rief Epernon und eilte auf ihn zu.

„Seid mir gegrüßt!" sprach der Kräftige. — „Warum so ruhig und still? Bei meinem Schwert! Ihr lebt ja hier wie ein Carthäuser in der Faste. Heda! aufgewacht! wo Büssy d'Ambois einkehrt, da giebt es keinen Schlaf mehr. Heda! empor!" Somit strich er Joyeuse, der fester schlief wie ein Murmelthier, mit seinem Stulphandschuh etwas unsanft über's Gesicht, daß der Träumer emporfuhr und mit blinzelnden Augen den Aufgeregten anstarrte, der klirrend auf- und niederging und sich den Schweiß von seiner hohen Stirn abtrocknete.

„Von wannen? theurer Freund!" befragte ihn Epernon. „Kein Einziger hat Kunde von Eurer Ankunft, Ihr kommt wahrlich wie aus der Luft geschneit."

„Ihr fragt wo ich herkomme? — Aus der Provinz, geraden Weges aus der Provinz. Ich komme unerkannt und will nur anfragen, ob Einer von Euch

vielleicht einen Kampf zu schlichten hat, ich will ihm beistehen und wenn's bei Mondenschein ist. Frei und offen sage ich Euch, es juckt mir in den Fingern, denn drinnen im Lande zieht man das Schwert die Woche kaum einmal, und hätte nicht ein guter Freund bei mir gehaus't, der mich aller zwölf Stunden fordern mußte, bei meinem Schwerte! ich wäre an der Einsamkeit gestorben. Heraus mit der Klinge! ich muß mir Arbeit schaffen und sollte ich mich an meinem Bruder reiben."

„Wenn dies Dein Kummer ist, so sei unbesorgt!" versetzte Epernon. „Heute giebt's ein groß Gelag und alle Theilnehmer sind aufgezeichnet."

„Dort auf dem Tische liegt die Liste. Mann für Mann, beliebt nur nachzusehen!" sprach St. Megrin, der den regen Fremdling mit Wohlgefallen betrachtete. Schnellen Schrittes ging Büssy d'Ambois nach dem Tische, nahm die Liste und rief: „Wart! blindlings soll der G:gner mir in den Weg kommen, denn ich sehe schon so manchen Laffen darauf."

Während sich die die Andern herzudrängten, blinzte Büssy d'Ambois die Augen zu und tippte mit dem Zeigefinger auf die Liste, indem er ausrief: „Du bist gefordert!" — Was? Marquis del Vasto? dessen Vater einst die Abgesandten des Königs bei Pavia in den Po=Strom senken ließ?"

„Rächt die Schuld des Vaters nicht am Sohn,"

bedeutete ihn Epernon. „Er ist ein Mann, der den Armen viel Gutes erweis't."

„Fort damit!" schrie der Kampflustige, schloß abermals die Augen und tippte wieder. — „Herr von Simié! — Hinweg mit diesem Wicht! So eine Mücke straf' ich mit Verachtung. — Blas't, Trompeter! ich tippe zum drittenmale. — Herzog von Guise! Ho, Hollahoh! Alle Wetter, besser konnte es nicht kommen und wenn ich alle zehn Finger krumm getippt hätte. Habt Ihr's gehört: Herzog von Guise."

„Den haltet fest!" rief St. Megrin, indem er näher herzutrat. „Festgehalten diesen Namen, das ist ein Göttersspruch."

„Und nicht in den Wind gesprochen. — Ha! es ist so an der Zeit, daß einmal Worte von der Zunge gehen, die gesalzen sind, und da der König zu schweigen beliebt, so will ich sprechen."

„Das sind Worte nach meinem Sinn," ließ sich hastig St. Megrin vernehmen. Hohn und Schmach über uns, daß wir so lange gesäumt und dem Treiben eines Verräthers zuschauen. Nur ein Wort aus dem Munde des Königs und wie Unkraut unterm Sensenstreiche soll der Eichbaum fallen, der mit seinen Wurzeln den Boden der Freiheit untergräbt, aber so der Himmel will, sich selbst seine eigene Grube scharren soll."

„Wo denkt Ihr hin," versetzte Epernon. „Zu

solchen Dingen hat der König keine Zeit. Er sitzt jetzt Tag für Tag beim Pater Lamartin und lernt die lateinische Sprache."

„Zu was Latein!" braus'te St. Megrin auf, indem er mit der Hand an den Griff seines Schwertes schlug. — „Laß ihn in den Tönen unserer Sprache nur einmal sagen: Vasallen! mir droht Gefahr, meine Krone ist umdräut, glaubt Ihr, daß wir unthätig bleiben? — Nimmermehr! der Adel reißt die Schwerter aus der Scheide, der friedliche Bürger schließt sein Haus und gürtet die Wehr um, indessen der Ackersmann den Pflugschaar niederlegt und sich versammelt zum großen Bunde, der dann wie ein wildempörtes Meer in die feindlichen Reihen hineinstürmen wird."

„Freund! ich erwarte wenig vom Volke, es bleibt nicht treu!" erwiederte Epernon.

„Nimmermehr! Das Volk bleibt immer treu und gut, wenn der Thron die Gefühle der Nation theilt und nicht allein zu richten sich unternimmt. All die Umwälzungen und Gestaltungen der Zeit und Vorzeit hat kein Arm allein emporgeschichtet. Die Masse und nur dann wenn Einigkeit herrschte. Die Einigkeit Tausender ist mehr werth als Millionen, die nicht gleichen Sinnes sind. Darum stimme ich stets für's Volk, denn wenn die Füße warm sind, so wird dem Kopfe stets wohl sein."

„Brav, St. Megrin!“ begann mit freudigem Antlitz Büssy und reichte ihm brüderlich seine Rechte. „Stückwerk ist das Thun eines Einzelnen, aber im Ganzen ist Fülle und Vollendung.“

Plötzlich füllten sich die Treppen und Vorzimmer mit Pagen und Edelleuten. Einige trübe Wolken, die am Himmel aufzogen und einen leichten Regenschauer verkündigten, trieben die Fröhlichen in den Palast, weshalb es ungemein rege ward.

„Wenn ich nicht irre, kommt der König,“ sprach eilig Büssy d'Ambois. — „Macht Euch bereit. Ich erscheine erst wenn ich es für nöthig halte.“

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als einige Pagen herzueilten und die Sessel stellten. Drei andere Pagen meldeten dann nach damaliger Sitte hintereinander den König an, der jetzt an der Hand seiner Mutter hereintrat, während das ganze glänzende Gefolge ihn umgab und einen Halbzirkel bildete. Als der König und Catharina von Medicis Platz genommen, übersah Heinrich der Dritte mit wohlwollenden Blicken die Versammelten. Seine Züge, die heute eine auffallende Heiterkeit gezeigt, nahmen einen etwas düstern Character an, die ein Stillschweigen bei sämmtlichen Anwesenden hervorbrachten, was sonderbar mit der frühern Fröhlichkeit contrastirte. Plötzlich hub er an: „Mit meiner theuren Mutter habe ich so eben beschlossen, eine Pilger-

fahrt nach Chartres zu thun. Jeder Mensch sündigt und die Herrscher vermöge ihrer Stellung oft mehr als der Niedrigste in ihrem Lande. Deshalb ist es nöthig, daß er Tage wähle, wo er sein Heil bewahre und seine Reue künde, daß er Stunden wählt, wo er inbrünstige Gebete zum Himmel schickt, in welchen er für sein und seines Volkes Wohl fleht, damit er den Pflichten seines Herzens und seiner Kirche nachkomme. Deshalb frage ich als getreuer König bei Euch an, ob Ihr die Wünsche billigt, ob Ihr damit einverstanden seid."

„Von ganzen Herzen," erwiederte ein Günstling des Königs, Namens Crillon. „Sire! nur ein Wort aus Eurem Munde und drei Hundert Edle theilen diese Fahrt, drei Hundert Edelleute machen sich bereit, mit Euch zu kämpfen, mit Euch zu büßen und zu entbehren."

Da trat St. Megrin hervor, auf den sich jetzt Aller Augen richteten und sprach mit fester Stimme: „Ich läugne nicht, daß die Schuld gar Manchen niederdrückt, da es Zeiten gab, die eine ganze Fluth von Sünden in sich aufnahmen. Doch, Sire! ich glaube und halte dafür, daß statt jener Betfahrt ein Zug in Waffenrüstung wider Anjou dem Lande mehr frommt. Theilt statt der Mönchscaputzen lieber Harnische aus, und statt der geweihten Kerzen Lanzen und Schwerter; dies wird Heil schaffen und Frieden. Und seid Ihr zu diesem

bereit, so sage ich Euch, nicht drei Hundert, nein! drei Tausend brechen auf, die bereit sind, ihr Leben in die Schanze zu schlagen und wenn der Weg durch das Thor der Hölle führte, kühn an der Spitze dieser Muthigen stånd Graf St. Megrin."

„Und ihm zur Seite Büssy d'Amboise."

Der König, nicht minder Catharina von Medicis, so wie mehrere Hofleute erstaunten, als sie Büssy erblickten, der muthig hervortrat und in die kühne Rede St. Megrins mit eingriff.

„Wie? Herr von Büssy an meinem Hofe? — Tretet näher und gebt uns Kunde. Seht, gute Mutter, da wird Euch ja Nachricht von Eurem Sohne werden. O sprecht, wo verließt Ihr denselben?"

„Wo anders als in Paris."

„Wie? — er war in Paris?"

„Nur kurze Zeit. Hin nach Flandern trieb ihn das Gelüst und ich glaube, er wird sich dort sehr wohl befinden."

„Was muß ich vernehmen?" begann Catharina von Medicis. „Mein Sohn Antraguet ging nach Flandern?"

„Ja, nach Flandern," versetzte Heinrich. „Ha! gute Mutter! ich glaube, daß sich in unserer Familie gar bald ein Herzog von Brabant befinden wird."

„Du gabst Erlaubniß, ganz frei aus eigenem Antriebe, daß er wieder an unsern Hof kehre?"

„Aus freiem Antrieb, Mutter!“ seufzte Heinrich. „Erlaubniß dem Mörder meines Quelus.“

„Und wer verlangte dies?“

„Du fragst? — O, unser Vetter Guise, er verlangte viel. Er bestürmte mich, hielt mir und Dir Sünden vor, sprach von gewissen Tagen, Du weißt sie wohl noch. Um die eigenen Sünden zu sühnen, gab ich ihm nach und fügte mich seinem Willen. Ja! ich fügte mich, ich war schwach, aber bei St. Denis, es soll nicht wieder vorkommen.“

Da erhob sich ein Lärm in der Halle. Verworrene Stimmen tönten durch einander. „Was giebt's? — welch ein Lärm?“ befragte Catharina von Medicis, indem sie sich von ihrem Sitze erhob und nach dem Eingang starrte.

„Es sind die Guisen!“ riefen Epernon, St. Megrin und mehrere Andere einstimmig.

„Ah! ich versteh,“ nahm Heinrich das Wort. „Unser Vetter Guise will sein Vorrecht geltend machen, das ihm erlaubt, unangemeldet vor uns zu erscheinen. Der Lärm der Pagen und Wachen soll seine Ankunft melden.“

„Ist nicht von Nöthen!“ begann St. Megrin. „Denn die großen goldenen Sporen, so wie die Rüstung vom Fuß bis zum Kopf klirrt so gewaltig, daß man den Eisenmann schon auf hundert Schritte vernimmt.

Gewiß bringt er eine demüthige Bitte für seine Unterthanen an."

„Guise in voller Rüstung?" ließ sich leidenschaftlich der König vernehmen. „Ich mag's nicht, daß gepanzert und in Stahl man hier bei Hof erscheine. Der Harnisch hemmt die Kniebeugung, zeigt Trotz und Starrsinn und lehnt sich auf wider meine Rechte."

„Wollt Ihr es, Sire!" entgegnete St. Megrin, „so laßt mir jetzt das Wort, damit ich auftrete als der Verfechter Eurer Rechte und den Starrsinn zügele, der Euch und uns unterwürfig machen will."

Catharina von Medicis, die jede seiner Bewegungen betrachtet, vernahm mit Freuden diese Worte, welche ihr hinlänglich Bürgschaft waren für den unversöhnlichen Haß, den er gegen Guise hegte. Nicht minder horchten mehrere Hofleute, die dem Herzog Feind waren und sich an so kühner Rede im Beisein des Königs erquickten. Da traten vier Pagen ein, wovon Einer den Helm des Herzogs trug. Guise, in völliger Rüstung, so wie mehrere Häupter des Bundes folgten. Unter Letzteren befand sich ein gewisser St. Paul, den Guise fortwährend unbedingtes Vertrauen schenkte und ihn zum Mitwisser seiner Pläne machte.

„Seid mir gegrüßt, Herr Herzog!" begann der König. „Nur näher und nicht so befangen. Da wird uns ja gleich Bescheid auf eine Rede, die Einer von

meiner Umgebung aufwarf, als Ihr mit so lärmenden Gefolge ankamt. Man sagt, Ihr kämt mit einem Bittgesuch, das die Verminderung einer Steuer beabsichtige. Glück zu! daß mein Volk in Euch so einen wackeren Vertreter und bei mir so viel Langmuth findet."

„Majestät! Ihr macht mich stolz!" erwiederte Guise, „wenn diese Worte von Euch mit Ueberzeugung gesprochen. Ja! das Heil des Volkes, aber auch Euer Heil führt mich jetzt hieher, um mit Euch zu berathen."

„Nicht hier, mein Vetter!" entgegnete Heinrich. „Merkt Euch die Sache und bringt sie an, wenn sich die Stände auf dem Reichstag zu Blois versammeln."

„Bis zum November? — Sire! wo die Gefahr —

„Gefahr! — Gefahr!" ertönte es ringsum von den Räthen und Hofherren, während St. Megrin sich hervordrängte, um mit gespannter Aufmerksamkeit das Folgende zu vernehmen.

„Erfaßt den Augenblick!" fuhr Guise weiter fort. — „Laßt ihn nicht vorübergehen, greift thätig ein, denn nur Eile gebührt große Thaten."

„Gefahr! Gefahr!" rief Heinrich, indem er seine Augen auf Guise heftete. „Wären meine Boten mir untreu geworden und hätten Euch zuerst das verkündet, was sich im Lande zugetragen? Hätten sie mich übergangen oder Euch vielleicht gar für den König von

Frankreich angesehen? Gemach, Herr Herzog! Doch droht mir und meinem Volke Unheil, so zögert nicht und sprecht, sprecht es aus, von Gefahr, Unheil und dergleichen Uebel."

„Ja, Sire, Gefahr. Jede Zögerung sie Euch zu verheimlichen, wäre wider die Pflicht und das Gewissen treuer Unterthanen. Bis heute hat das Volk die Lehn und Gaben, mit denen man es belastet, getreulich und ohne Murren getragen. Doch all der Reichthum des Landes ist nun erschöpft und steht nur noch als eine Ruine da, worin die Armuth des Landes eine Stätte der Zuflucht gesucht. Das Parlament hat Summen über Summen aufgeborgt, um, wie es sagte, das Kriegsvolk zu entlassen. Abermals sind die Kronjuwelen verpfändet und wie ich vernommen, steht Ihr im Begriff alle Euere Krondiamanten zu verkaufen."

„Ja, ja, es steht schlecht um unsere Finanzen. Doch, da Ihr so die Wahrheit ausgeforscht habt, so wißt Ihr vielleicht auch Rath zu geben, wie man diesem Uebel abhilft. Sagt, sagt, was ist's."

„Krieg ist der Rath," versetzte Guise. „Krieg nur kann Euch retten. Nur aus dem Blute der Hugenotten, die hier und da wieder mit Macht auftauchen, kann eine Saat erblühen, die Euch dreifache Früchte trägt. Nicht gesäumt, Sire! — Faras hat la Reole und Condé schon Dijon mit Gewalt erobert. Navarra

steht als Sieger vor Orleans. In Waffenrüstung stehen die südlichen Provinzen; die Spanier dringen mit Gewalt vor und wie man sagt, ist Antwerpen von ihrer Hand geplündert und die halbe Stadt ein Raub der Flammen geworden. Auf! auf! wenn wir säumen, wenn sich keine rächende Hand erhebt, so wächst Raub und Mord zu einem Riesen empor, der wider uns kämpft mit aller Macht und uns erwürgt, ehe das Schwert der Rache sich ihm entgegenstreckt."

„Raub! Flammen! Tod! — Was ficht Euch an? Hinweg! Ihr regt mein Blut durch so grasse Bilder." Catharina von Medicis, die anfänglich mit kalter Ruhe der Rede des Herzogs zugehört, fing an besorgt zu werden, obgleich sie als Meisterin in der Verstellungskunst die innere Unruhe äußerlich nicht sichtbar werden ließ. Mit Heuchelschein erfaßte sie die Hand ihres Sohnes und sprach: „Weh Dir, mein Sohn, wenn diese Rede Wahrheit ist. — Empörung von beiden Seiten. — Raub! Tod und Entsetzen."

„Sei ruhig, Mutter! — Wäre dem so, so gilt es nur einen Kampf, um Beide wieder in das Gleis zurückzuführen." Erregt stand er auf und sprach mit Begeisterung: „Bei meiner Krone! ich fürchte keinen Krieg! und wächst der Drang, so reiße ich selbst, ich König Heinrich der Dritte von Frankreich, die Oriflamme vom Grabe des heiligen Ludwig und mit der Losung:

Montcontour und Jarnac führe ich mein Volk auf das Feld des Todes und der Gefahr."

„Gefahr und Tod! wir sind bereit, wir opfern unser Leben!" riefen St. Megrin, Büssy und Crillon so wie mehrere mannhafte Edelleute, die es treu mit dem König hielten.

„Und fehlt Euch Geld, mein König!" begann laut und Allen vernehmlich St. Megrin, „der Adel ist bereit, Euch alle seine Güter und Schätze zu spenden. Verfehmt sei der, der nicht freiwillig heraustritt und sagt: Nehmt alle meine Güter, reißt Gold und Edelsteine mir von der Brust, wenn es frommt für meinen König und mein Vaterland. Beim ewigen Gott! wir wollen Schätze aufhäufen, daß man von all dem Gold und Silber Todeskugeln und Fesseln für die Feinde schmieden kann."

„Hört Ihr's!" begann der König, indem er sich zu Guise wendete. „Dies ist die Sprache meiner Treuen."

Guise faltete seine Stirn und versetzte mit höhnischem Ton: „Nur Einer sprach von Allen, die Euch hier in reicher Anzahl umstehen. Ein bewaffneter Arm bildet noch kein Heer."

Da trat Büssy d'Ambois hervor und sagte: „Er hat für tausend Andere mitgesprochen, sein Wort ist Ritterwort, d'rum Ehre seiner Rede."

Ohne auf diese Worte achten zu wollen, wendete sich Guise abermals mit den Worten zum König: „Noch ehe der Graf den Willen Eurer Edlen Euch kund gethan, verpflichteten sich schon schriftlich an dreißigtausend wackere Unterthanen, Euch das zum Kriege nöthige Geld und dem Heere Kräfte zu spenden. Alles dieses geschah einzig und allein durch die heilige Ligue. Ja, Sire! die Treuen liebten Euch noch mehr, wenn Ihr dieselbe bestätigen und ein Oberhaupt aus Eurem Hause geben wolltet, das sich bereits als guter Katholik bewährt hat."

„Ha! ich verstehe, — und dieses Oberhaupt? — Soll ich prüfen und wählen, soll ich hinausgreifen in weite Ferne? — Genug, Herr Herzog! spart die Reden und laßt uns an die heutige Maskerade denken. Nicht wahr, mein schöner Vetter! Ihr erscheint am Arm Eurer Gemahlin?"

„Kein Zweifel, Sire!" versetzte bitter St. Megrin. „Der Herzog geht ja schon herum als der Ritter ohne Furcht und Tadel."

„Furchtlos, Herr Graf, wenn das Unrecht sich erhebt," entgegnete Guise.

„Ja, ja!" nahm der König das Wort. „Mir will es selbst bedünken, daß Euer Stahlwams zu heiß ist in dieser Zeit."

„Sire! — Erz läßt dem Mann jetzt besser als Sammt und Seide.“

„Nicht doch,“ fiel ihm St. Megrin in die Rede. „Wo die Schwerter blitzen und Kugeln schwirren, da ist der Ort für den Helm und das Panzerhemd.“

„Wer wagt so kühne Rede!“ entgegnete barsch der Herzog von Guise. „Nimmer graute mir vor Kampf und Gefahr. Wo Kugeln pfeifen, da lüfte ich meine Brust.“

„Nun so laßt sehen,“ sprach Epernon, indem er sein Blasrohr erhob. „Es gelte den Versuch.“

„Her mit dem Rohr,“ rief St. Megrin und entriß selbiges den Händen seines Freundes. „Zurück! mir allein laßt den Schuß. Steht, Herzog! diese Kugel ist für Euch.“ Eilends schoß er eine Kugel aus dem Blasrohr auf ihn ab, Guise riß in seiner Wuth den Dolch heraus und drang auf St. Megrin ein, der sein Schwert zog. Von beiden Seiten stürmten mehrere Hofherren und Edele zwischen die gereizten Gegner um ihnen den Weg zu versperren. St. Megrin rief aber mit fürchterlicher Stimme: „Zurück!“ und wollte so eben den tödtlichen Streich führen, als Mehrere eingriffen und seinen Arm hemmten, indessen der König ihm ein „Halt!“ entgegen donnerte.

Ein allgemeiner Aufruhr hatte sich im Saale entfaltet, wo plötzlich zwei Partheien entstanden. Die

schwächere für Guise, die stärkere für St. Megrin. Jeder Anwesende nahm Theil an der Bewegung. Nur Catharina von Medicis blieb kalt und augenscheinlich theilnahmlos, obgleich sie im Innern triumphirte und schon ihr Ziel erreicht zu haben glaubte.

„Zähmt Euch, Ihr Herren!" begann der König nach einer Pause. „Hier in diesen Gemächern will ich keine Schlacht, denn dies Haus gehört dem Frohsinn und nicht dem finstern Mars." — Lächelnd blickte er dann nach Guise und sagte gleichsam in scherzendem Tone: „Aber, mein schöner Vetter! ich habe mich jetzt wirklich überzeugt, daß Eure Brustwehr hieb- und schußfest ist. Ich hielt die Sache immer für ein Mährchen und muß den Waffenschmied loben, der Euch dieses Meisterstück angefertigt."

„Verzeiht, mein König!" erwiederte Guise. „Nur Eure Gegenwart hielten Wort und That zurück."

„Meine Gegenwart? Ei, ich hätte nicht geglaubt, daß ich in Euern Augen so viel gelte. O, sprecht nur fort, wie es Euch beliebt und legt Euch keinen Zwang an. Ich höre Euch gern zu; nur weiter. Der Graf von St. Megrin giebt vielleicht dann und wann auch Rede."

„Was Graf?" versetzte Guise mit Aufwallung. „Kein Kies wird Edelstein und wenn die Hand des

größten Meisters daran schliffe. Im Stande der Bauern wurde er geboren und Rohheit ist sein Erbtheil."

„Nicht so vermessen, werther Herzog!" entgegnete Heinrich. „Solche Männer haben meist immer Werth; denn wo Rohheit herrscht, da findet man Mitgefühl, Biederkeit und Hilfe in der Noth."

Während Guise mit Verachtung auf das Blasrohr blickte, sprach er höhnisch: „Mit solchen Waffen Hilfe in Noth und Gefahr. Ha! Fluch und Verdammniß über solchen Adel, der nicht werth ist, daß der Bauer ihn mit seiner Axt erschlägt und seine Felder düngt mit seinem Fleische."

„Halt! keine Beschimpfung mehr!" rief ihm St. Megrin entgegen. „Nennt mir die Waffen, die Ihr schwingt und ein Kampf zwischen uns Beiden bestimme den Meister."

„Ein Kampf zwischen uns? — Der Aar kämpft nicht mit der Fledermaus. Nur Gleich und Gleich geht in die Schranken, um allda eine Lanze zu brechen."

„Zähmt Eure Zunge, Herr Herzog!" mischte sich der König darein. „Erwäget und bedenkt, daß ich den Scheitel eines Bettelmönchs mit dem Herzogshut schmücken kann."

„Sire! bis dahin will die Zeit ihre Rechte. Im Nu erhebt sich keine Königsburg."

Da erhob sich der König und rief mit lauter Stimme:

„Graf Estuart von St. Megrin! von dieser Stunde an nennt man Dich Marquis von Caussade.“

Guise drang hervor und sprach: „Sire! ich bin Herzog! Da erhob sich der König abermals und rief noch lauter als zuvor: „Graf Estuart, jetzt Marquis von Caussade, ist Herzog!“ — Dies hatte Guise nicht erwartet, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel berührten ihn diese Worte.

„Habt Ihr's gehört?“ fuhr der König fort. „Herzog von St. Megrin. Ihr seht, daß ich nicht scherze, er ist Herzog und wird nicht anstehen, mit Euch Bekanntschaft zu machen.“ Die Gluth einer Hölle durchfachte den Herzog von Guise, dem jetzt zu Muthe war, als brenne der Boden unter seinen Sohlen und der Erdball rollte mit ihm zum Abgrund.

Aller Augen waren jetzt auf St. Megrin gerichtet, der plötzlich die Huld und Gnade seines Königs in so hohem Grade genossen und zur Höhe eines Herzogs emporgestiegen war.

Mit Ergebung, doch festen Trittes trat er vor seinen Fürsten und sprach: „Nehmt meinen Dank, mein König, für all die Huld und Gnade, die Ihr mir angedeihen ließet. Doch ein Wunsch liegt noch auf meiner Seele, um dessen Gewährung ich Euch flehe und sollte ich dafür all die Gnade, all die Güter verscherzen, die

Ihr mir geschenkt und die ich hier wiederum zu Euern Füßen lege. — Herr! laßt mich den Uebermüthigen fordern, daß frei und ungezwungen ihm die Wahl verbleibt zwischen Kampf und Untergang der Ehre. Hört mich, mein König und all Ihr würdigen Zeugen, die Ihr hier versammelt seid. Ich, der Herzog von St. Megrin, fordere Dich, Heinrich von Lothringen und die Prinzen Deines Fürstenhauses auf alle Waffen im Lande, auf alle Waffen in der Christenheit, sei es auf Lanze, Flammberg oder Dolch. So lang in mir noch ein Sinn denkt und fühlt, so lang das Blut sich noch kreisend in meinen Adern bewegt und meine Hand den Knauf des Schwertes noch erfaßt, entsage ich hiermit störrisch Deiner Gnade, wie Du der meinigen entsagen mußt. Falle ich durch die Macht Deiner Waffe, so räche noch die Schmach, die ich Dir angethan an meinen Gebeinen. Der Handschuh, den ich hiermit vor Deine Füße werfe, gilt Dir und allen Prinzen Deines Hauses."

„Brav, St. Megrin! — Beim Himmel! brav gefordert," riefen Epernon und mehrere Freunde. Guise wendete sich zu St. Paul und sprach: „Geht hin und hebt den Handschuh auf." — Schon war selbiger im Begriff, dem Befehl des Herzogs nachzukommen, als Büssy d'Ambois aus den Reihen hervortrat und rief: „Halt! vergönnt mir ein Wort. Kampf Jedem, der

es wagt, den Handschuh zu berühren, er vertritt jetzt auch die Stelle des meinigen." — —

Da zog sich St. Paul zurück, denn dies zu wagen fehlte es ihm an Muth. Als sich Niemand zeigte, sprach der König nach einer Pause: „Nun, wie steht's? — regt sich kein Arm, den Handschuh aufzuheben? — Gottes Tod! mir scheint es fast, der Muth sei rar geworden unter meinen Kriegern."

Störrisch trat jetzt Guise hervor, erhob den Handschuh und überreichte ihn seinem Freund St. Paul. Nur zu deutlich gewahrten die Anwesenden die Wuth, die ihn erfüllte und die er augenscheinlich zu dämpfen versuchte, als er sich mit den Worten an den König wendete: „Sire! bestimmt den Tag des Kampfes. Man soll nicht sagen, der Herzog Guise sei feig und nehme Anstand, sich dort mit Jenem im Waffenspiele zu messen. Sire! ich dringe auf den Kampf und fordere die Stunde."

„Wohlan! so raume ich den Kampf auf morgen an. Wir werden selbst erscheinen, wenn die Prozession auf dem Gottesacker der Innocens vorüber."

„Ich danke, Sire!" entgegnete Guise. „Nach altem Brauch können sich die Kämpfer zuvor noch eine Gnade erbitten. Wollt Ihr uns dies gewähren?"

„Ohne Weigerung. Alter Brauch ist stets ein neues Recht."

„Sire!“ versetzte St. Megrin, „mein Wunsch ist einfach und bescheiden. Ebenbürtige Waffen, gleiche Sonne und gleichgetheilten Wind.“

„Haltet Euch dessen versichert, Herzog von St. Megrin. Es soll Euch Alles zu Theil werden nach Gesetz und Recht.“

„Und ich,“ nahm Guise das Wort. „Ich wünsche und verlange, daß Ihr die heilige Ligue jetzt öffentlich anerkennt und ihr ein Oberhaupt aus königlichem Hause gebt.“

„Ein Oberhaupt?“ rief entsetzt der König, indem er inne hielt und kein Wort mehr stammeln konnte, denn dieses plötzliche Ansinnen schien seine Zunge gelähmt und alle seine Unternehmungen gehemmt zu haben. Catharina von Medicis blickte auf ihn herab und ihre Züge verkündigten eine Mißbilligung und waren Zeuge von dem Aufruhr ihres Innern. Da unterbrach der König die starre Pause mit den Worten: „Ja! Herzog! auch ein Oberhaupt, ein Oberhaupt aus königlichem Stamme.“

„Wie? Sire? — Ihr wollt — Schlagt nicht ein! — Bedenket, Majestät! ein Oberhaupt der Ligue,“ riefen Epernon, Büssy und der größte Theil der Hofherren durcheinander und drängten sich um den König, um ihn zu mahnen, damit er abstehe von seinem Vorhaben. Heinrich wehrte mit der Hand und entgegnete:

„Hinweg! bestürmt mich nicht und dringt in mich, daß ich handle nach Euern Köpfen. Die Worte, die mein Mund spricht, habe ich bedacht und nimmer geht eine Rede von meiner Zunge, die sich nicht an die Erkenntniß meiner Vernunft angelehnt. Statt des Maskenballs ist heute Abend Staatsrath; bis dahin lebt wohl und gedenkt in Frieden Eures Königs."

Guise athmete von Neuem auf, denn ein Strahl der Hoffnung belebte das Düstere seiner Seele, die ein „Triumph!" jauchzte und schon das Siegesthor seiner Wünsche begrüßte. Demüthig wendete er sich jetzt an den König und sprach: „Wohlan, mein Herr! hier vor Zeugen habt Ihr mir das Wort gegeben; ein König sprach es aus, ein König wird es zu lösen wissen." — Nachdem er sich wider seine Gewohnheit tief vor dem König und der Königin Mutter gebeugt, verließ er mit den Seinigen den Saal, während alle Anwesenden folgten, die sich theils in die Gemächer zerstreuten und da weiter über das Geschehene Rücksprache nahmen. Ehe St. Megrin den Saal verließ, reichte ihm der König vertraulich die Hand und sprach: „Nimm meinen Dank, Freund! Du hast Dich treu bewährt. Nimmer werde ich vergessen, was Du heut gethan. Geh! St. Megrin! die Gnade Deines Königs begleitet Dich."

Welche Worte, welche Pläne und Entwürfe in so kurzer Zeit. Wie friedlich dagegen die Hütte eines

Landmanns, unter dessen Spliesendach das Hyderhaupt der Zwietracht nimmer eine Stätte findet. Hier inniger Umgang und harmlose Worte, dort die hinterlistigen Hofleute, die kalt und glattgeschliffen wie die Marmorsäulen des Palastes, das ewige Brachfeld geheimer Intriguen und Cabalen, die Arena der Bosheit und stiller Verbrechen, die ewigen Bleikammern, wo die Herzen der Menschen verdorren und dann darniedergedrückt werden, wenn die Sonne am höchsten steht. O, man sage nicht, daß der Himmel gnädig auf die herabgeblickt, denen bestimmt ist, eine Krone zu tragen und die da schreiben an ihre Völker: Wir, von Gottes Gnaden! — Wenn der Tage letzter kommt, fällt das hohle Königsthum zusammen und man legt das Herz in die Gruft, in dem tausend und abertausend unerfüllte Wünsche und Flüche begraben liegen, die das Volk auf den Wogen seines eigenen Herzblutes hineingeströmt.

Der König begleitete die Abgehenden mit augenscheinlich düstern Blicken. In sich selbst versunken stand er dann da und wagte es kaum, sein Auge auf seine Mutter zu richten, die jetzt auf den Augenblick lauerte, wo er ihr sein Herz eröffnen und sie zu Rathe ziehen würde, da sie wohl wußte, daß er ohne sie nichts unternahm, nichts unternehmen durfte. „Da gehen sie hin," hub er nach einer Pause an. „Eine große wichtige Stunde nimmt Jeder mit von hinnen, die vielleicht

einmal fürchterlich auftaucht in den Stunden der Erinnerung. — Mutter! Du hast es ja mit vernommen, was ich gesprochen, laß mich jetzt in Deinen Augen lesen, ob ich Recht gethan, daß ich die Zwietracht genährt und einen Kampf zwischen Beiden zu Stande gebracht. Ja, gute Mutter! es ist nach Deinem Sinn, es ist nach Deinem Willen geschehen, denn Einer von Beiden ist ja Dein Feind und dieses Spiel fordert sein Blut."

„Still, mein Sohn!" begann mit Heuchelschein Catharina von Medicis, „belaste nicht mein Haupt mit den Sorgen, die auf der Regierung haften. Der Leibarzt Mornay hat mir alle Gemüthsbewegungen verboten und von Tag zu Tag schwindet meine Kraft. Nur Eins, mein Heinrich, warum hast Du dem Guise das Versprechen gegeben, die Ligue anzuerkennen? Oeffentlich vor Hunderten von Zeugen, die er aufrufen wird, wenn er die Vollziehung Deiner Zusage verlangt?"

„Ich fühle es wohl!" versetzte Heinrich mit gepreßter Stimme, indem er seinen Blick erhob. „Doch sei versichert, Mutter! Trotz seines Eifers wird es dem Guise nicht gelingen, sich zum Oberhaupt emporzuheben. Und wenn es ihm gelänge in günstiger Stunde, eh' wiederum die Sonne sinkt, giebt es keinen Guise mehr, denn St. Megrin ist Meister in der Fechtkunst und auf seiner Kraft ruht meine Hoffnung."

„Das Glück der Waffen kann sich wenden. St. Megrin kann unterliegen und ein furchtbarer Sieger tritt Dir in den Weg.“

„Der Herzog Sieger in diesem Kampf? — Eher schmilzt die Kraft des Nordens mit der Gluth des Südens zusammen, ehe dies geschieht.“

„Erwägst Du nicht, daß Guise falsch und rachsüchtig ist? — Ist Trug, Verrath und Hinterlist aus der Welt gegangen, daß Du wähnst, es gäbe kein Mittel mehr, um dem Kampf auf Tod und Leben auszuweichen? Hast Du nicht schon selbst die Erfahrung gemacht, daß es Hände giebt, die für ein Körnchen Gold ein Leben schlachten und dann wieder so ruhig in die Welt gehen, als wenn sie eine Beere vom Strauche abgepflückt, der frei und offen an der Heerstraße steht? Ein Wort, ein Wink von Guise — und St. Megrin hört auf zu wandeln unter den Lebenden.“

„Ein Wink von Guise. — O fürchterliche Wahrheit!“

„Bedenke, mein Sohn! welche Umwälzung, welche Rachepläne, wenn er Oberhaupt der Ligue und dann eine Macht befehligt, die er gegen Dich lenken kann durch irre vielversprechende Worte. O, mein Heinrich! laß mich es nicht erleben, daß der wilde Strom den Damm durchbricht und das reiche Saatfeld unterwühlt,

wo ich all meine Träume, all meine Hoffnungen hineingesenkt."

„Den Bund wider mich. Nein! der Zweck der heiligen Ligue ist zu edel und erhaben, denn ihr Streben ist ja, jedwede Gefahr abzuwenden, die dem Thron und der Kirche droht."

„Abwendung der Gefahr von Thron und Kirche?" wiederholte Catharina langsam und bedächtig. „Sohn! traue mir, die Jahre lang herabgeblickt auf das Volk und die Herzen derer erforscht, die zunächst am Throne stehen. Das Volk hat jede Stunde einen andern Willen. Früh schreit es Hosianna und des Abends ruft es: Kreuzigt ihn. Wer dem Volke schmeichelt, ist ein Thor, denn es wölbt die Brücke zur Vertraulichkeit, auf welcher es sich in die Nähe der Herrscher wagt und Worte spricht, die es früher nie gewagt. Du bauest auf die Großen und Edlen? Wenn das Volk aufsteht und sich wider das Reich auflehnt, dann giebt es keine Großen und Edlen mehr, nein! da trachtet Jeder danach, zum Volke zu gehören und mit Vorsicht verstecken sie die Zeichen, die ihren Stand verrathen. Hinweg mit solcher Erkenntniß. Des Königs Hand allein verdämme den Schacht, wenn der Zwietracht lecke Flammen daraus hervorlodern. Wer Großes will, der muß allein dastehen und an dem Trotze des Einen erlahmt die Kraft von Tausenden. Geh hin! und willfahre dem Guise,

dein Werk wird nur zu bald gekrönt werden, denn Du stempelst ihn dadurch zum Rebellen im Angesicht Deines Volkes."

„Mutter!" begann Heinrich, indem er ihre Hand erfaßte, „sag' es selbst, kann ich jetzt zurück? Nein! nein! abgebrochen sind die Stufen, auf welchen ich zu meinem Volke gesprochen und auf welchen ich dem Guise mein Wort gab. Mutter! Du hast es ja selbst vernommen, daß er sprach: ein König hat es gegeben, ein König wird das Versprechen zu lösen wissen. Bei meiner Krone! ich kann nicht anders, denn mein Wille ist gebunden durch meine Rede, die in das Herz meiner Treuen gedrungen und aus welchem sie kein Edler wieder herausreißt, wenn noch Recht und Königsthum sich vorfinden soll auf der Erde. Nein! nein! der Vater kann seinen Fluch zurücknehmen, den er auf das Haupt seines Sohnes geschleudert, aber unveräußerlich ist das Wort eines Königs."

Catharina von Medicis, die nicht ohne Verwunderung die kühne Rede vernommen, die Beweise gab, daß Gefühl für Recht und Pflicht noch nicht gänzlich in seiner Brust erstorben, umschlang seine Hand fester und sprach dann mit milder Stimme: „Thu' nach Deinem Willen, mein Sohn, und handle, wie es die Pflicht und Dein Gewissen gebeut. Ich stehe einsam da, gleich einem marklosen Baum, auf dessen entblätterten Zweigen

kein Vogel mehr singt. Heinrich! meine Kraft, die ich stets dem Wohle des Staates gespendet, ist dahin, doch, laß Dir entdecken, daß man Dich schmählich hintergeht, Heinrich! laß Dir sagen, daß man Dein Haus mit Hochverrath umdräut."

„Wie? ein Complott?" rief entsetzt der König. — „Meine Krone in Gefahr, die ich bewahrt wie den Stern des Auges. O, ihr ewigen Mächte, nur zu tief fühle ich es jetzt, daß im Frankenreiche nimmer Ruhe wird und wenn die Welt noch tausende von Jahren steht."

Gelassen zog jetzt Catharina von Medicis eine Schrift hervor und sprach: „Hier, durchblättere diese wenigen Bogen und urtheile dann selbst. In den nachgelassenen Papieren des Agenten, den Guise mit Vollmacht nach Rom sendete, hat sie sein Schreiber vorgefunden und mir heute von Lyon gebracht."

Hastig ergriff Heinrich die Schrift. — „Was?" rief er mit glührothem Gesicht, „Herzog von Guise und Don Juan d'Austria haben gemeinschaftliche Sache gemacht, um den Thron Frankreichs und den der Niederlande zu besteigen?"

Mit zitternder Hand wendete er das Blatt um und stammelte, nachdem sein Blick flüchtig die obersten Zeilen durchlaufen: „Beweis: daß die Guisen die wahren Erben von Karl dem Großen sind." — Schnell blickte

er auf die andere Seite und las mit lauter und bald wieder mit gedämpfter Stimme: „Sobald der Herzog von Guise sich die Oberherrschaft über die Hugenotten errungen und die mächtigsten Städte an sich gerissen, wird er die königliche Familie wegen Verfälschung der Wappen vor Gericht ziehen und den König nöthigen, die Tonsur zu nehmen und in ein Kloster zu gehen. —"

Die letzten Worte brachte er kaum über seine Zunge, seine Glieder zitterten, wie niedergedonnert stand er da, ob des Frevels, der sich entfaltet und ihm seine Krone, seinen freien Willen rauben sollte. „Gräuel und Schmach über solch' verruchte That!" rief er entsetzt und mit der ganzen empörten Kraft seiner Sprache. „Die Guisen — Erben Karls des Großen; — Stellung vor Gericht! — in's Kloster. — Rauch nieder, Sonne, in den Abgrund! erblinde! damit der Erdball verhülle die Meuterei, die Herr der Welt geworden und sinke zurück in das ewige Chaos, denn irrer Wahn hat die Gesetze der Vernunft bethört. Hört es, ihr Himmel! hört es, ihr Völker meines Reiches: des dritten Heinrichs letzte Thatkraft soll ersticken in dem Kloster."

Er verhüllte mit der Schrift sein Antlitz, als wolle er es der Welt verbergen, damit man nicht auf ihm die Züge der Zwietracht und des Schmerzes lese, die sein Herz mit furchtbarem Griffel auf dasselbe eingrub. Catharina von Medicis wendete sich triumphirend bei

Seite und lispelte zu sich selbst: „Wo Kraft, ist Wirkung. Jetzt oder nie muß er entscheiden.“

Heinrich ließ schlaff die Hand sinken und wie aus einem Traume erwacht, stieß er langsam, doch bedeutungsvoll die Worte aus: „Nicht Erbe Karls des Großen! — Verbannung! — Kloster! — O Mutter! wenn es frommte, daß ich dieser Welt entsagte, um Dir und meiner Seele Ruhe und Frieden zu verschaffen, hin, nach Nicolo d'Arena wollte ich fliehen, hin, wo sich die Felsen gen Himmel erheben und die Menschen von Menschen scheiden. Ja, ja, ich wollte mein Leben vertrauern in dem öden Gemäuer, wenn ich nur die Gewißheit, wenn ich nur den einzigen Trost mit mir nähme, daß Ruhe und Friede meiner wartete und das geängstigte Herz ruhiger zu schlagen begönne.“

Catharina von Medicis erhob heuchlerisch ihr Auge zum Himmel und sprach, indem sie ihre Hand auf seine Schulter legte: „Heil dem, den Beruf in's Kloster führt und der in der Einsamkeit den Frieden der Seele findet, den ihm die Welt versagt.“

„Beruf! Beruf!“ stöhnte Heinrich aus tiefster Brust. „Ja! ja! Beruf! — Läßt sich dem Roß, das feuerschnaubend dahinbraus't und in die Zügel knirscht die Sanftmuth eines Lammes einverleiben? — Befiehl dem König der Wüste, befiehl dem Löwen, daß er die Branken in ein Joch zwängt, wenn er im Flug die

glühende Sahara durchsprengt und nach Beute rast. Befiehl dem Krater, daß er aufhöre zu gähren, wenn er seine Feuerströme herabwälzt. — Mutter! laß mich aussprechen, laß Dir sagen, daß ich mich nicht berufen fühle zum Priesterthum, denn mir fehlt der Trieb dazu, der uns ja allein fähig macht, im Sinne seiner heiligen Pflichten zu handeln. Ich liebe die Welt mit ihren Sommernächten und ihren Sternenhimmeln. Im Buche der Natur, aber nicht in den wirren Schriften zernagter Pergamente will ich lesen und mich stärken zum Glauben. Der Lenz rufe mich in seine geweihten Hallen, denn nur da herrscht der Gottheit wahrer Glaube. Wo die Nebel, gewürzt von den duftigen Blüthen des Laubes, emporsteigen nach den eilenden Wolken, wo der Glühwurm sich aus dem Staube erhebt als leuchtende Monstranz, da will ich hintreten als Mensch und Sünder und aufbeten zu meinem Schöpfer, aber nicht im Kloster, wo der Zwang und die Gewohnheit alle Andacht stumpft."

„Sei ruhig, mein Sohn!" nahm Catharina von Medicis das Wort. „Ein Freund, wie St. Megrin, der stets mit Rath und That zu Deiner Seite steht, giebt Dir Ersatz. Erinnerst Du Dich nicht der Worte, die er Dir schon so oft zurief? — „Sei König selbst!" — Heinrich! mein Sohn! auch dies ist mein innigster Wunsch, damit von meiner Seele die Sorgen

abgewälzt werden und ich frei meine mir noch beschiedenen Tage verleben kann. Laß mich zurück! sei König selbst!"

„Ich — allein! — Nein, Mutter! versage nicht die Erfahrungen Deinem Sohn. — Wahr ist's, ich habe in St. Megrin einen Freund gefunden, der vor Allen meines Hofes erkoren ist, meine Gnade im vollsten Maaße zu empfangen. Doch sein freier Geist widerspricht fast Allem, was ich thun und unternehmen will. Widerspruch? Verneinung, wo mein Wille abgeschlossen? — Nein! dies erträgt kein freier König."

„Ja! es ist ein Freigeist!" sprach Catharina von Medicis, indem sie ihren Sohn bedeutungsvoll ansah. „Wille und Kraft gleich groß und stark. Wer das Höchste vermag, vermag auch das Schlimmste. Je größer früher die Freundschaft, desto gewaltiger dereinst der Haß und die Zwietracht."

„Mutter! Du willst, daß ich breche mit meinem Freunde. St. Megrin, den ich achte, den ich liebe, den ich wie einen Bruder verehre und doch, wenn Du es willst, wenn Du es befiehlst, Mutter, nur ein Wink von Deiner Hand und seine Verbannung ist ausgesprochen."

„Nicht doch, mein Sohn! er bleibe Dein Freund. Doch, wenn Du mir eine Liebe erzeugen willst —"

„Sprecht es aus, Mutter!"

„Wenn Du den Pflichten eines getreuen Sohnes nur in Etwas nachkommen willst, so gelobe mir in Allem Gehorsam zu leisten und bekräftige dies durch einen Eid."

Diese Wendung hatte Heinrich nicht erwartet. Er erblaßte ob des Ansinnens und vermochte kein Wort zu erwidern. Ihm war, als ob eine Welt auf ihm läge, unter der er keuche wie ein geängstigter Träumer. Nach einem innern Kampfe, den seine Mutter nur zu wohl bemerkte, stammelte er: „Ich — bin bereit!"

„Wohlan, so folge mir."

„Jetzt gleich?" rief hastig der König und suchte begierig die Antwort aus den Augen seiner Mutter zu lesen, indem er zögernd zurücktrat.

„In diesem Augenblick," begann Catharina von Medicis. Säume nicht, es ist zu Deinem Heile, ich erwarte Dich in meinem Cabinet." — Gelähmt an Geist und Körper stand Heinrich da und starrte seiner Mutter nach, die jetzt langsam von dannen ging. Kaum hatte sie aber die Schwelle überschritten, als sie wieder mit der ihr eigenthümlichen und nur jetzt verleugneten Kraft in ihr Cabinet eilte, wo sie ihrem Kammerdiener Befehl gab, augenblicklich den Canzler Birague und den Beichtvater des Königs zu rufen. Jetzt war sie wieder was sie war. Unumschränkte Herrscherin und Gebieterin über den Willen ihrer Kinder, das lebendige

Todesurtheil an den Stufen des französischen Thrones. „O, ich weiß wohl,“ begann sie jetzt zu sich selbst, „daß mir einstmals eine Zigeunerin prophezeihte, daß alle meine Kinder zur Regierung kommen würden, aber Keines träumte wohl, daß sie nur Schattenkönige, Unterthan meines eisernen Willens werden sollten. O über die Nichtigkeit der Erhabenen, vor denen Millionen ihre Häupter entblößen und ihre Kniee in den Staub senken, was ist eure Macht ohne mich. Verdammt Tausende zum Tode, ein Federzug von meiner Hand schenkt ihnen das Leben; fleht für das Leben eines Einzigen, ein Wort aus meinem Munde streicht ihn mit tausend Andern aus der Zahl der Lebendigen und in meinem Namen muß sich das Volk den Kuß des Friedens geben.“

Da öffnete der Kammerdiener die Thür, durch welche der hämische Canzler Birague und der Beichtvater hereintraten.

„Recht so, ehrwürdiger Vater! mit Pallium und Hostie,“ nahm Catharina von Medicis das Wort. „Ihr versteht mich und kennt meinen Willen, wenn ihn kaum der Gedanke erzeugt. Solche Männer verlangt Catharina von Medicis. Unterwürfig, das Werkzeug ihres Willens, aber nicht Eigenmächtigkeit und Selbsthandeln, wie mein Sohn heute eine Probe in der Versammlung abgelegt. Wäre ich ein Mann, es gäbe keinen Philipp,

es gäbe keine römische Macht, die mir Gesetze vorschriebe. Zu meinen Füßen läge Europa, läge die Erde und mein Ruhm wäre ewig wie die Welt. Ha! ich, ein Weib, habe Werke gethan, über die sie richten und verdammen. Immerhin, über all das Blut, das ich vergossen, glaube ich einst Rechenschaft ablegen zu können, denn ich war ja eine Herrscherin."

„So denkt Ihr recht!" nahm der Canzler das Wort. „Gleichwie die Quellen zu springen und dem Schooße des uralten Ocean zuzueilen scheinen, als ob es freier Trieb wäre, so auch weiß der Weltgeist den menschlichen zu leiten, daß er in anscheinender Willkür den ewigen Rathschluß oft unbewußt und wider Willen vollziehen hilft, daß er eben in der zügellosesten Ungebundenheit grade nur der niedrigste Knecht des höhern Willens ist, und jeder Bessere mit desto edlerer Freiheit den ewigen Willen zu erfüllen bereit und bemüht ist, je mehr er sich dem Gesetze unterworfen hat."

„Von ganzem Herzen stimme ich dem Canzler bei," nahm der Beichtvater, ein Erzpfaffe und der Vertraute der Königin Mutter, das Wort. „Mag auch der Menge Euer äußeres Leben noch so unsittlich erscheinen, das Volk ist ja nicht fähig, ein Leben zu erfassen, das unendlich höher steht als sein eigenes. Und dann Euer Geist. Wie kann das Volk die Einzelheiten eines so ungewöhnlichen Geistes aus dem anscheinenden Wider-

spruche herauswirren und in geordneter Klarheit auf eine höhere Idee beziehen, die dem Ganzen Leben und Haltung giebt? — Nein, Majestät! Ihr braucht nicht zu erzittern. Wenn Euch auch die Mit- und Nachwelt große Fehler vorwirft, in den Mängeln liegt oft mehr Größe, als in so mancher lockern Tugend, die, wie eine häßliche Jungfrau, nur dadurch ihre Unschuld bewahrt, daß sich Niemand findet, der sie verführen möchte."

„Reicht mir die Hand, Ihr würdigen Männer!" rief Catharina von Medicis. „Ihr habt das Leben eines Herrschers erfaßt und kennt die Wege, die man gehen muß, um an das Ziel zu gelangen. Hinweg mit den kleingläubigen Creaturen, die da wähnen, unsere Riesenpläne in die Nußschale ihres Gehirnes einzwängen zu können. Wo ist der Mann in dem Reiche, der meine Thaten mit meinen Augen angeschaut? — Hinweg! nicht kümmert mich das lebende Geschlecht, das mich umgiebt. Ich drücke meinen Stempel auf die Zeit wie und wenn ich will und sie muß geduldig die Fesseln meiner Willkür tragen. Ob unter dem Druck der Last sie verwimmert, kann nimmermehr das Opfer der Verwandlung hemmen, denn Zeit und Volk sind veraltet und verschlemmt im Taumel der Lüste. Mögen sie auch klagen und jammern, mögen sie mich verdammen und den Bannfluch auf mein Haupt werfen, ich fühl's, daß ich ihm zur Geißel gesandt bin und wie

ein blutverkündender Comet in der Nacht des Himmels leuchte ich, Catharina von Medicis, dem zitternden Jahrhundert."

Der Beichtvater und der Canzler nickten stumm und ehrerbietig der hohen Gebieterin ihren Beifall zu, welche jetzt in stiller Unterredung die Beiden von dem vorhabenden Werke in Kenntniß setzte. — Der König Heinrich, der wie verfolgt von einem bösen Geiste die Gemächer durchirrt und jetzt auf dem Gange stand, der in das Cabinet seiner Mutter führte, ging mit sich zu Rathe, ob er jetzt seiner Mutter gehorchen solle oder nicht. Da stand er denn nun allein, kein Freund um ihn, dem er sich anvertrauen konnte, keine mitfühlende Seele. Ach! er beneidete jetzt die zwei Küchenjungen, die in einer entfernten Ecke brüderlich eine süße Rinde von dem Aufhub der Tafel theilten und sich mehr an den Brosamen erquickten, als die Großen, die im Ueberflusse darben.

Welche Entschlüsse, welche Pläne im erregten Innern des Königs. Eilig wollte er zurück, da trat das Wort, das er seiner Mutter gegeben, ihm wieder ermahnend und zürnend in den Weg. Er heftete seinen Blick auf die Thür und wollte darauf losstürmen, da däuchte sie ihm das Thor der Hölle und er wankte zurück. Jetzt erfaßte er den Drücker an der Thür, ihm war's, als ob er glühe und seine Hand sich daran ver=

senge. „Es sei! es muß!" flüsterte er sich zu und trat in das Gemach, wo ihn seine Mutter mit Freundlichkeit und stiller Ergebung empfing. — Gehorsam, unbedingter Gehorsam, war jetzt die Losung. Wie ein Giftpfeil drang das Wort in sein Herz und nie fühlte er seine Schwachheit drückender, als in dieser Stunde. Wo die salbungsreichen Reden und frommen Sprüche des Beichtvaters nicht ausreichten, trat der Canzler mit Gründen der Politik ein und bot seine ganze Beredtsamkeit auf, den König zu überzeugen, daß der Gehorsam, den seine Mutter verlange, zu seiner Wohlfahrt und seinem Heil sei. Hier die Worte: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf der andern Seite die Drohung mit dem Fluch der Kirche. — Heinrich willigte ein und auf die Hostie leistete er den Eid.

Entlassen mit dem Segenskuß seiner Mutter verließ er das Cabinet. Catharina von Medicis dankte dem Beichtvater und dem Canzler für geleisteten Beistand. „Laßt mich der Kirche gedenken," sprach sie zu dem geistlichen Herrn. „Nehmt meinen königlichen Mantel von violettem Sammt, der mit goldnen Lilien durchwirkt und mit Edelsteinen verziert ist; ich schenke ihn der Kirche St. Sülpice, als Thronhimmel für das Allerheiligste bei großen Ceremonien."

Der König Heinrich hatte sich in den Garten be-

geben. Wie ein Rasender durchlief er die Gänge und barg sich hinter das Gebüsch, von welchem noch langsam der Regen herabträufelte. Plötzlich aber trat er hervor, seine Mannheit erwachte und empört über das Spiel, was man mit ihm getrieben, brach er in die Worte aus: „Vermaledeite Ligue! Guise! Guise! O, ich sehe das Grab vor Augen, das du mir gegraben; mein Sterbeläuten sollte der Ruf sein zu einer Hermelinjagd. Verfluche deine Pläne und deine Kraft, die Sehne deines Bogens ist schlaff und morsch all die Pfeile deines Köchers. — Untergang der Ehre! Raub der Krone! Vernichtung! Grab! — Ha! nur nicht gesäumt, an den Gräbern fängt man die Hyäne. Pest und Tod! ich will den König, den Herrscher zeigen, daß sich das Haar bäumen soll auf deinem Haupte. Bei meinem Eid! bei meiner Krone! das Blut des Hochverräthers soll mir die Fugen meines Thrones kitten oder der Fluch des Himmels komme über mich vom Scheitel bis zur Sohle. Fluch und Verdammniß fülle die ganze Tiefe meines Wesens aus, wenn ich nicht die Schmach und den Schimpf an meinem Hause räche. Auf, König von Frankreich! binnen Tagesfrist gilt es ein Haupt, gilt es das Leben eines Menschen."

Schon begann die Sonne, der ewig glühende Vasall der Gottheit, emsiger ihren Lauf nach Westen und der Abend rüstete sich, seine grauen Schwingen auszubreiten, als der letzte Trupp der Edelleute sich aus dem Louvre entfernte, um ihrem Vergnügen eine andere Laufbahn zu eröffnen, da das Fest eine so tragische Wendung bekommen. Ein Theil davon zog in den Saal des Palastes Bourbon, nah' am Louvre, die Andern in das Hôtel de Sens, wo sie bis tief in die Nacht hinein schwärmten. Das Geschehene wurde völlig außer Acht gelassen, oder wenn jetzt ja ein Paar davon sprachen, so wurde darüber gescherzt.

Der Herzog von Guise hatte sich nach dem Vorfall im Louvre mit Mehrern des Bundes in das Haus des St. Paul verfügt, wo sie Pläne brüteten, wie dem Kampfe auszuweichen und das Regiment des Königs zu stürzen sei. Der Groll gegen St. Megrin hatte in Guise den höchsten Gipfel erreicht und seinen Todfeind zu vernichten, war der Gedanke, der sich immer mehr in die Tiefe seiner Seele einfraß. Während die Andern über die Befestigung des Bundes unter sich berathschlagten, schritt er mit großen ausgehöhlten Tritten auf und ab und auf der gefurchten Stirn las man die Furchtbarkeit seiner höllentgehenden Gedanken.

Wie anders seine Gemahlin, das sanfte duldende Weib, das daheim saß und nichts ahnte von dem, was

so mächtig mit in ihr Geschick eingriff. Auch sie war zu dem Ball im Louvre mit eingeladen worden, der so plötzlich der Versammlung des Staatsrathes weichen mußte. Da sie keine Kunde von dem erhalten, was sich in den königlichen Gemächern begeben, so bereitete sich in ihrem Hôtel die Dienerschaft auf ihre Pflichten vor, denn so eben trat ein Page, Namens Arthur, und der alte greise Diener Dominique in ein Gemach der Herzogin und legten ein schwarzes Ballcostüm zur Verfügung ihrer Herrin auf die darin stehenden Sessel.

„Hu! solch ein schwarzes Gewebe auf einem Ball, wo man lustig sein soll," begann Arthur und machte ein saures Gesicht. „Ich weiß gar nicht, was die Herzogin für einen Geschmack hat, in dieser Kleidung muß sie aussehen wie eine Köhlerin in den Ardennen."

„Schwarz ist die Farbe der Prüfung und nur die Jugend sieht Gespenster darin," entgegnete Dominique.

„Jugend?" knirschte der Page. „Ist denn die Herzogin etwa schon in den Jahren, wo sich eine solche Farbe ziemt? Ha! alter Dominique! da wollte ich anders glänzen. Ein rothes Wams mit Gold verbrämt, auf dem Barett schmucke Federn und eine Agraffe von Edelsteinen. Dabei immer in den ersten Reihen und fröhlichen Sinnes."

„So denkt freilich die Jugend. Das Alter aber hat andere Gedanken!" ließ sich Dominique vernehmen

und wollte so eben wieder das Zimmer verlassen, als Arthur begann: „Wie ich gehört, wird sich auch St. Megrin mit einfinden. Die Liebe will eine rothe Farbe; schwarz aber ist der Tod.“

„Was — sprachst Du da? — Liebe?“ befragte Dominique.

„O, stellt Euch nur nicht so befangen,“ sagte lächelnd Arthur. Es ist ja so kein Geheimniß mehr. Aber offen gesagt, Dominique! versteht mich recht; wenn ich nicht Page, sondern die Herzogin wäre, ich meine ein Weiblein statt so ein Männlein — den Herzog könnt' ich wahrlich auch nicht lieben.“

Dominique ergriff die Hand Arthurs und sprach bedächtig: „Still, junger Freund! Sei vorsichtig mit solchen Worten, damit nicht der Friede gestört werde, den Gott der Herr erhalten möge. Vorsicht! Vorsicht!“

„Die Herzogin!“ erscholl es plötzlich aus dem Munde des Pagen. Beide gingen wieder ab und durch eine Seitenthür trat langsam und mit gesenkten Blicken die Herzogin. Jetzt schlug sie die Augen auf und blickte umher. Ach! ein ganzes Paradies lag in den blauen Sternen, in welchen sich ihre reine göttliche Seele abspiegelte. So einfach, so harmlos und doch so ein unendlicher Zauber, der nur einem Wesen entströmen kann, in dessen Busen die Gesandten des Himmels, Tugend und Religion ihren Thron aufgeschlagen haben. Nach

einer feierlichen Pause brach sie in die Worte aus: „Ist es ein Traum, was ich gestern Nacht erlebt? — Ist es Täuschung? — Wahn?"

Stillhorchend, als erlausche sie Antwort auf ihre Frage, stand sie da. Ihre Arme sanken herab, der forschende Blick erlosch und ihren Lippen entströmten die Worte: „Nein! nein! die hohle Seifenblase der Phantasie zerschellt sich an den Klippen der Wirklichkeit und läßt mir ein herbes, herbes Pfand zurück — eine Thräne. — Noch steht sie vor mir, noch seh' ich sie, die stolze Königin, Catharina von Medicis, sehe den Astrologen, sehe — St. Megrin. Ein schnödes wirres Spiel und doch, doch muß ich ihn lieben. Schimpf, Beleidigung und — doch keinen Haß. Ja, ja, Wahrheit, die sonnenreine Wahrheit und — auch ein böser Traum, der sich in meinen Schlaf gestohlen und mich geängstigt, mich gepeinigt bis an den frühen Morgen. O Traum! Wahngebild des Schlafes! Gaukelei der Sinne! — Auf grüner Flur sah ich eine Rose erblühen, die an dem Schmelz der Farben selbst die Röthe der glühenden Aurora überbot und ihre Düfte durch die Flur hauchte. Da, o Schrecken! kroch ein giftgeschwollener Wurm in ihren Kelch, daß im Nu zwei Blätter verblichen und herabsanken wie zur Zeit des Herbstes. Die Rose wuchs empor zu einem Eichbaum, der giftige sich krümmende Wurm zu einer Riesenschlange und es

erhob sich ein Orkan, der den Baum entwurzelte, daß er zusammenbrach und das Ungethüm in seinem Falle erwürgte. — Hinweg! du wüster Traum, Ausgeburt der Sinne! lösch aus dein Gepräge in meinem Hirn, damit ich deiner vergesse und nur an dich denke, du große ewige Macht in den Regionen des Himmels, in den kleinsten Falten des menschlichen Herzens. Steh mir bei, ewige Gottheit, wenn Gefahr und Sünde mein Haupt umdräut und ich meine Arme nach dir ausstrecke in meiner Noth. Zeige mir einen Stern, wie er einst den heiligen drei Königen geleuchtet, sende einen Engel, der für mich wacht und mich tröstet in der Stunde des Leides."

Da öffnete sich leise die Thür. Langsam und bedächtig trat der Astrolog Matthieu herein. Erschrocken von seinem Anblick trat die Herzogin zurück und rief mit ängstlicher Stimme: „Hinweg! Gespenst der Nacht! Hast Du nicht schon gefrevelt an mir? Laß ab mich zu verfolgen in meinem Hause! Hinweg! ich rufe nach Hilfe! ich schreite zum Aeußersten! verlaßt mich oder —"

„Vergebung!" stammelte betroffen Matthieu. „Ich komme nicht aus eignem Antriebe zu Euch. Als Herold einer Liebe betrete ich jetzt die Schwelle dieses Hauses. Ich soll ein Werk der Sühne vollenden, dazu hat man mich auserkoren, darum, hohe Dame, gebt mir, dem Boten, ein freundlich Gehör."

„Ein Werk der Sühne?“ wiederholte die Herzogin. O, ich merke wohl, Euch drückt die Schuld und das Gewissen fängt an den Tribut für eine That zu fordern, die Ihr an mir verübt in vergangener Nacht, als ich mich allein und hilflos bei der Königin befand.“

„Zürnt nicht, hohe Frau! und wäre es auch nur ein Wahn, dem sich der Graf ergeben hätte, ein Mann, der so sein Leben an einen Wahn setzt, der ist kein Bösewicht. Aber nein! es ist die reinste innigste Liebe. Die Engel im Himmel können Gott nicht reiner lieben wie dieser Jüngling. D'rum verkennt nicht seine heilige Gluth, geht in Euch und verstoßt nicht unbarmherzig eine Seele, die Euch eingeschlossen als ihren Himmel und in Eurem Besitz schon den Vorschmack der Seligkeit empfindet, die ihm die Gottheit dereinst aufgespart. Habt Mitleid mit ihm! schenkt ihm nur noch eine Stunde, damit er vor Euch sein Herz eröffne und gebt mir als Zeichen der Sühne und Gewährung nur ein kleines Pfand, den Zug Eures Namens, das Blatt einer Blume, es reicht hin als Bild der Hoffnung, das in seine Nacht strahlt und zu ihm spricht: ich kenne keinen Groll, ich vergebe, ich vergesse.“

Catharina richtete sich empor und rief mit Anmuth und Würde: „Verzeihung wegen dessen, was er verschuldet. — Ja! Doch ihm einen Augenblick gewähren, der mich bei meinem Gatten und dereinst vorm

Richterstuhle des Ewigen verklagen würde, nein! dieß thut Catharina nicht. Geht hin und verkündigt ihm meine Worte, es ist mein fester unabänderlicher Wille."

„Ich soll also ohne Hoffnung von Euch scheiden?" versetzte der Astrolog mit kläglicher Miene. „Soll keinen Trost in seine Seele gießen, die Ihr umnachtet?"

„Verzeihung und — dann keine Worte weiter. Geht heim und verkündigt dem Grafen, ich wolle keine Sünde mit zum Führer nehmen über das Grab hinaus, damit sie an meiner Seele nage und dereinst um mich stehe am ewigen Gericht. Welch Ansinnen einer Frau, die ihren Gatten vor Gottes Angesicht ewige Treue geschworen. Ich soll über diesem Spiel meine Ehre verpfänden und mich gebrandmarkt der Nachwelt überliefern? Nimmermehr! und gälte es meine zeitliche Wohlfahrt, gälte es mein Leben."

„Ein edles großes Weib!" flüsterte Matthieu für sich und verließ den Ort, wo eine so reine Seele waltete. O, wie unendlich und erhaben ist die Würde eines Weibes, dachte der Alte, als er den Palast verließ und sich wieder unter Menschen befand und das eitle Thun und Treiben derselben überschaute. Man spricht von der Schwachheit des Weibes, aber die Größe ihrer Seele überragt zu Zeiten weit die Seele des Mannes, der rauh und störrisch zu ihr sagt: diene und gehorche. Gleichsam die Schwäche des Körpers höhnend

taucht oft der Geist herauf aus den urewigen Tiefen und spricht zum Manne: erkenne mich, und strecke deine ohnmächtigen Waffen, ich allein bin unsterblich und räche die Schwachheit des dienenden Geschlechtes, das da gebiert mit Aengsten. — Laßt den Helden und Eroberer in den Kampf gehen, laßt ihn fechten für seinen Ruhm unter dem Donner des Geschützes, das Weib, das ihr Kind aus der seichten Fluth eines Baches, das ihr Kind aus den Fängen eines Geiers, aus den Klauen eines Wolfes rettet, thut unendlich mehr, denn ihr Heldenmuth ist eine hohe religiöse Begeisterung, da sie vom Heiligsten, von Gott und für das Heiligste, was der Mensch hat, gegeben ist.

Die Herzogin, die jetzt einen Blick auf das zerstörte Seelenleben des hochherzigen Jünglings geworfen und mit Wehmuth seinen reinen Sinn erkannte, blickte vor sich hin und ließ das Geschehene an ihrem innern Gesicht vorüber gehen. Als sie die Gestalten überschaut, die ihre Phantasie hervorgezaubert, begann sie mit süßwehmüthiger Stimme: „Die reinste treueste Liebe und — solch Vergelten. Hier Macht und Freiheit und hier — die starre eiserne Pflicht. O ewige Macht des Himmels! warum liebt nicht so mein Gatte. Ach! die Liebe, die er erheuchelt, ist ja nur ein Mittel zu den Plänen seiner Rache. Haß wider ihn, dies giebt die ewige Vorsicht und Vergeltung zu, doch nicht Betrug.

Nein! nein! die Tugend, der hohe Bürge der Unsterblichkeit tritt hier warnend und mit dem Schwerte der Vergeltung mir an dem Scheidewege entgegen und donnert das Gewissen wach aus seinen Träumen in der Nacht der Verirrung. Darum Wahrheit dem Herzog von Allem was geschehen und nicht die kleinste Lüge. Sollte ich auch Freiheit, Gut und Alles entbehren, was mir theuer und werth ist, es fahre hin, denn das Höchste aller Erdengüter, die wahre ächte Freiheit ist ein reines unverdorbenes Gewissen."

Da schlugen plötzlich dumpfe Klänge an ihr Ohr. Der Herzog mit seinem Gefolge erschien im Palast und trat jetzt wie ein Rasender in das Zimmer seiner Gemahlin, die sich bei Seite gezogen und nicht von ihm bemerkt wurde. Zorn und Wuth flammte aus seinen Zügen, denn erst jetzt, da er sich allein fühlte, brach der zurückgehaltene Ingrimm hervor.

„Mir, einem Herzog, diese Beleidigung!" knirschte er und lüftete den Helm, unter welchem seine Stirne Blasen auswarf. „Steht noch die trügerische Welt? zertrümmerte nicht das Gewölbe des Himmels? Trug nicht ein Feuerball, eine Windsbraut mich in diese Hallen? — Kampf! Hohn und Schimpf! — Untergang dem Haus der Guisen. Ein Gottgericht soll entscheiden, die Gottheit, deren Freund ich nie gewesen. — Hinweg! zur Hölle will ich ein Gebet senden, damit sie

mir beistehe, daß ich ihn zertrete, ehe die Sonne mir wieder entgegen grins't. Mache mich, Natur, zum Währwolf, mach mich zum Tiger, damit ich in diesem Kampf den Schimpf räche, den heute mein Haus erlitten. Ha! er will mein Blut, er will mich in das Grab stürzen und seinen Fuß als Sieger darauf setzen, damit ich gebrandmarkt niederfahre zur Hölle und die Teufel hohnlachen ob meiner Leiche. — Nein! Nein! — Eher lecke der Sonne Feuerzunge mir das Fleisch als Leichenkost von meinen Knochen. Hier, diese Augen hacke ein Lämmergeier an und wie der Rost das starre Eisen zerfrißt, zernage der Wahn mein Gehirn. Auf! ich will Alles um mich her vergessen; ich will vergessen, daß es einen Rächer in den Sternenhöhen giebt, aber nimmermehr, daß ich geschworen, mich zu rächen am Aergsten meiner Feinde."

„Halt ein!" rief plötzlich Catharina, die sich ihm zagend genaht. „Halt ein, und frevle nicht an Gott, wenn noch ein Gedanke an den Unendlichen Deine Seele erfüllt."

„Hinweg!" donnerte sie der Ergrimmte an. „Hemme nicht den Rächerarm, der sich ausstreckt, um der Hölle ein Opfer zuzuwerfen."

„Rache!" rief ängstlich Catharina und fiel vor ihm in's Knie. „Halt ein und vernimm die Stimme der Unschuld! erbarme Dich einer Niegefallenen und laß

Gnade Deiner Gattin angedeihen, denn der Sünder findet ja dereinst vor Gott Gnade und Vergebung seiner Sünden."

„Wie? — Gnade?" versetzte Guise, indem er forschend seine Gemahlin ansah und mit Ungeduld ihren Ausspruch erwartete.

„Höre mich an," begann sie weiter. „Durch einen Schlaftrunk, den mir vergangene Nacht die Königin eingeflößt, war ich bewußtlos dahin gesunken und aller Sinne beraubt. Gedungene Hände hatten mich erfaßt und mich heimlich auf verborgenem Wege in das Gewölbe des greisen Alchymisten geschafft. Als ich meine Augen öffnete, als das Bewußtsein wiederkehrte und ich um mich blickte, lag zu meinen Füßen —"

„St. Megrin!" fiel ihr scharf der Herzog in die Rede.

„Ja! St. Megrin und schwur mir heiße Liebe."

„Steh auf! steh auf und sprich weiter was geschehen."

„Ich wies ihn zurück, wie es die Würde einer Frau erheischt. Da vernahmen sie Deine Stimme. Den Alchymisten des Königs überfiel eine Todesangst, er erfaßte meine Hand und zerrte mich halb ohnmächtig durch eine Seitenthür. Ueber Treppen und Gänge führte der Weg und so gelangte ich erschöpft und meiner kaum

mächtig wieder zu der Königin, die mich höhnisch fragte, wie ich geschlafen."

„Und er — der Astrolog?"

„War vor wenig Minuten hier und flehte im Namen des Grafen, demselben nur eine Stunde zu schenken, wo er mir Rede geben wollte. Ein Paar Worte, von meiner Hand geschrieben, sollten ihm Bürge sein, daß ich seinen Wunsch gewähren wolle. Dies ist die Wahrheit und ein Gebet des Dankes sende ich jetzt auf zu Gott, daß er die schwere Last von meiner Brust genommen, die auf mir lag wie die Sünde einer Welt."

Höllische Gedanken kreuzten sich jetzt durch das Gehirn des racherfüllten Herzogs, doch die Gewißheit, daß der seine Hand mit zu dem Spiele geboten, den er ganz für sich gewonnen zu haben glaubte, verbreitete eine Unruhe in seinem Innern, wie sie nur der Sünder empfinden kann, den das Gewissen von Land zu Land peitscht. „Matthieu ein Spion? Er, dem ich meine tiefsten Geheimnisse vertraut und zur Ausführung meiner Pläne geworben habe? Er, o schreckliche Wahrheit! steht im Solde meiner Feinde und auf dem Spiele steht Freiheit und Ehre, die jetzt einzulösen ein Werk des Satans ist."

„Was sagst Du?" begann mit zitternder Stimme Catharina. „Freiheit und Ehre sind bedroht?"

„Schweig!" versetzte Guise, indem er sich den Schweiß

von seiner Stirn trocknete. „Erinnere mich nicht an die Schmach, die man mir angethan, eine Schmach, die mir das Blut durch alle meine Poren treibt, wenn ich nur entfernt an die Stunde denke, wo es der Elende, wo es St. Megrin wagte, im Angesicht des Königs und des Hofes eine Kugel aus seinem Blasrohr auf mich abzuschießen."

„Dies — that St. Megrin."

„Ja! ja! er hat's gethan. Wir haben uns gefordert. Der Schimpf ist doppelt und nach Sühnung schreit meine und Deine Schmach. Laß sie uns fordern, denn auch Du trägst Dein Theil, drum nütze Deine Kraft und steh mir bei zur Vollendung meines Planes."

„Ich — mit meiner schwachen Kraft?' erwiederte mit bebender Stimme Catharina.

„Nicht gesäumt!" raunte Guise, indem er sie grollend anblickte. „Setze Dich her an diesen Tisch und schreibe, denn es erfordert ja nur einen Federzug von Deiner Hand."

Catharina erhob ihr Auge gen Himmel, als wolle sie ihn um Antwort fragen, denn ihre Seele ahnte nichts Gutes. Zitternd setzte sie sich an den Tisch, auf welchem sich Papier und Schreibzeug befand. Guise ging mit sich berathend auf und nieder, denn jetzt galt es ja, den Augenblick zu erfassen, der sich ihm so

günstig zur Ausführung seines Planes erwies. Tiefe Stille, welche nur durch das Klirren der Sporen unterbrochen wurde, herrschte in dem Gemach; da trat plötzlich Guise hinter seine Gemahlin und sprach gleichsam dictirend: „Wie ich vernommen, versammeln sich heute Abend noch die Liguisten im Hôtel von Guise. Ein- und Ausgang steht Euch offen, wenn Ihr, als Liguist verkleidet —“

„Dies soll ich niederschreiben?“ rief hastig Catharina, die bisher zu schreiben gezögert. „Nimmermehr schreibe ich diese Worte.“

„Du bist mein Weib und unterthan meinem Willen. Du mußt, ich begehre es.“

„Nein! nicht biete ich die Hand zu dem unwürdigen Mittel, wo die Ehre auf dem Spiele steht.“

„Laß ab von diesen Thorheiten. Es giebt kein anderes Mittel und ich verlange die Schrift.“

„Noch giebt es den Kampf, den Kampf auf Leben und Tod.“

„Mein Leben und meine Kraft gehört dem Reiche und ist nicht da für einen Wicht, der es gewagt, mich zu beschimpfen und zu verhöhnen.“

„Du willst ihn morden!“ rief Catharina und wollte entfliehen. Guise aber vertrat ihr den Weg und schleuderte sie zurück. Sie stellte sich ihm nun mit Würde entgegen und sprach: „Ha! nur zu tief blicke ich jetzt

in Deine Pläne und durchschaue das Gewebe, das Du gesponnen. Der König ras'te, erführe er, was Du beginnen willst. Heinrich! bei Allem, was Dir heilig ist, bedenke das Wort: Du sollst nicht tödten."

„Des Königs Hand verübt Völkermord; ich, als Herzog, fordere nur ein Leben."

„Ein Leben, was mehr ist, denn Tausende. Barmherzigkeit, wenn Du für Deine Gattin, für Deine Catharina noch Gefühl hast. Laß, laß mich frei bei diesem grausen mörderischen Spiel und schone die Ruhe meines Lebens, schone den heiligen Frieden meiner Seele."

„Schweig' und gehorche! Ich nehme die Sünde auf mich. Was kümmert mich die Vernichtung des Einen, der Gleiches an mir zu thun sich unterfängt. Es sei! es muß und keine Hand soll hemmend in das Werk der Vernichtung eingreifen. Vernichtung ist die Losung der Natur. Das Jahr verschlingt das Jahr und in der Fluth die Welle die Welle. Darum fordere ich Gehorsam. Du schreibst die Zeilen — oder gehst in's Kloster."

Catharina, die ruhig und mit Ergebung die Rede des Ungestümen vernommen, begann still und feierlich nach einer Pause: „Wohlan! so wähle ich den Schleier, daß er mich, wie dereinst das Bahrtuch meine Seele, schon jetzt von diesem Jammerleben trennt. Ja! ich

gehe in's Kloster, damit mein Auge nicht die Frevel Deiner Hand gewahrt, an welcher noch das Blut des ermordeten Coligny klebt. Früher oder später wäre es ja doch mein Loos geworden, da das Diadem, was Deinem Raube verfallen soll, ein edles hochherziges Weib nicht mit Dir theilen und tragen kann."

„Wahnwitzig Weib! reize meinen Grimm nicht höher und füge Dich meinem Willen. Wähnst Du vielleicht, es gäbe kein Mittel, Dich zu zwingen? Wähnst Du zu trotzen einem Krieger und Staatsmann vor dessen Kraft Tausende das Knie beugen, wenn er befiehlt und die Vollstreckung seines Willens verlangt? Du sagst, es gäbe kein Mittel? — Hier ist es!" — Somit zog er eine mit Gift gefüllte Phiole hervor und streckte sie seiner Gemahlin entgegen.

„Gift! Herr Gott! was willst Du beginnen?"

„Dich zwingen, da Worte Deinen Starrsinn nicht zu beugen vermögen."

„Heinrich! nein! bei allen Heiligen! dieses Frevels bist Du nicht fähig."

„Nicht Worte! — Eine Wahl!" herrschte sie der Herzog an, indem er ihr die Phiole reichte.

„Die Wahl — Brief — oder Gift. Heinrich! bei Deiner Seele Seligkeit! treibe nicht so fürchterlichen Scherz mit Deinem Weibe und gedenke, daß hinter Gräbern das Weltgericht ist."

„Träume nicht von Scherz und Possenspiel, wo das Gift an Deinen Lippen und das Richtschwert über meinem Haupte hängt. Wähle jetzt, denn es giebt keinen Rückweg mehr für Dich. Grab und Freiheit liegen in der Waagschale, nimm das Eine oder das Andere und bereite Dir damit Seligkeit oder Hölle."

Catharina rang die Hände und eine große heilige Thräne trat in das Auge. „O, welch ein Tag, ihr ewigen Mächte des Himmels!" hub sie mit erstickter Stimme an. „Losgesagt von Gott und aller Menschheit, droht er sein Weib mit Gift zu vernichten. Auf! gieb mir den Trank, der mich aus Deinen blutigen Händen befreit. Hier an der Grenze des Erdenlebens werf ich mit Verachtung all den Spott, den Du mir angethan, auf Dein Haupt zurück und scheide mit Freuden für jenes große todtgeweihte Opfer!"

„Für St. Megrin?" rief entsetzt der Herzog, als sie jetzt muthig die Phiole ergriff.

„Ja! für ihn, den Gott überm Traum des niedern Erdenstaubes erhoben. Ha! rolle Deine Augen und wirf immerhin den Ingrimm Deines Herzens aus, jetzt, wo ich bereit bin, vor den Richterstuhl des Ewigen zu treten, will ich das Geheimniß brechen, daß ich die Gluth meiner Liebe für ihn wahre, wenn sie sich auch mit dem ewigen Lichte verschmilzt, dem die Sonne und die Sterne ihre Opfer zünden. Ja! St. Megrin! ehe

man Dich tödtet, schlürfe ich den todtgeweihten Trank und gebe für Dich mit Freuden mein elendes Leben."

In heiliger Begeisterung setzte sie das Gift an ihre Lippen, als ihr Guise stürmisch in den Arm fiel und ihr dasselbe entriß.

„Zersplittere, Mordgefäß!" rief er wüthend, indem er die Phiole zu Boden warf. „Was muß ich hören? Du willst für ihn in den Tod gehen, für ihn, der mein Leben, meine Seele umklammert? — „O, Du hast Dich schwer verrechnet, Deine Zeit ist noch nicht um. Erst muß der Brief in meine Hände und sollte ich ihn durch Marter und Qual erpressen. Schnell faßte er mit seinem eisernen Handschuh Catharinens Hand und rief mit fürchterlicher Stimme: „Schreibst Du den Brief?"

„Mit meinem eignen Blut!"

„Mir gleich. Er mag in dem Roth die Farbe der Liebe oder den Schein des Purpurs darin suchen."

„O spotte nicht und laß ab —"

„Ich frag zum Letztenmale: schreibst Du den Brief?" schrie der Wüthende, indem er sie gleichsam folterte. Catharina stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Nachdem sie ihre Kraft wieder gewonnen und die Schändlichkeit des Vorhabens in seiner ganzen Größe überschauete, als sie die Schmerzen an ihrer Hand fühlte, die ihr der Rasende erpreßt, erhob sie ihre Stimme und rief:

„Qualen! Marter! Bricht nicht die Erde, bricht nicht der Wolkenhimmel über mir ein?"

„Vollführe das Werk und Du hast nichts weiter zu fürchten."

„Nichts fürchten? Müßt' ich nicht vor ihm noch in der Ewigkeit erröthen, wenn ich den Frevel vollzöge und Theil nähme an so höllischem Werke? Ja! die Hand müßte unterm Federzuge erlahmen und mir dereinst noch aus dem Grabe wachsen."

„Sie wird nicht erlahmen, schreibe, es ist Dein Amt, Deine heilige Pflicht."

„Fürchte den Zorn des Königs."

„Für mich giebt es keinen König. — Schattenbild! Ohnmächtigkeit!"

„So fürchte den König aller Könige, fürchte Gott!"

„Gott — König? — Ja! doch auch mein Unterthan; denn jeder niedrige Gedanke, jeder böse Wille ist ein Wermuthschwamm, den ich ihm erbittert hinreiche. So lange das Grab nicht meine Bosheit verschlingt, ist er mein Sklave, denn er muß leiden. Auf! nicht länger gezögert und den Brief geschrieben; der Gott, der Hyänen erschuf, der Erdbeben schickt und den Schlangen die Gifte einimpft, nickt seinen Beifall zu. Jede Creatur ist der andern Würger und das Erschaffene ist erschaffen, damit es wieder verderbe."

„Religion des Satans!" versetzte Catharina, indem die

Worte einen Schauer über sie verbreiteten. Jetzt, da keine Bitten fruchteten, galt es, dem Tyrann mit den Waffen der Tugend entgegen zu treten, damit er erstarre vor der Heiligkeit des innern seligen Bewußtseins und dem großen Siege eines Seelenkampfes. Mit Resignation sprach deshalb jetzt Catharina nach einer Pause: „Geh, und thu' nach Deinem Sinn, nach Deiner Ueberzeugung. Ich bleibe standhaft bei dem, was ich gesprochen und bin bereit, mein Leben zu opfern. Darum, o Himmel! nimm mich statt seiner an, denn ich fühle mich werth dieses Opfers. Bin ich auch schwächer, bin ich auch ärmer als er — nein! unwerth bin ich nicht, denn Du prüfst ja den Geist und nicht das Gewicht des Staubes. — Ruf Deine Henker und Würger her!" begann sie jetzt mit erhöhter Stimme zu Guise: „ruf sie her und vollzieh an mir das blutige Gericht, ich stehe rein und unverschuldet da und keinen Tod finde ich im Tode. Nimm mich hin als Opfer, damit ich durch meinen Tod ihn erlöse und lerne von einem schwachen Weibe, wie ein Mann handeln muß, wenn man den letzten Freund der Tugend, wenn man den Gott und Richter in uns, wenn man das Gewissen umdräut."

Mit edlem Stolze, der sich auf das Bewußtsein ihrer Würde gründete, ging sie durch die Seitenthür in ihr Gemach. Guise, dessen ganze Kraft, dessen störrisches Wesen durch so hohe Weiblichkeit gleichsam eine Lähmung

erhalten, stand wie vernichtet da und fühlte jetzt, daß Tugend und Vergeltung dereinst wohl kein Hirngespinst sei. Ja! so wie oft in der Musik ein Ton Wunder wirkt, solche Macht übt das einzige Wort eines Weibes, das mit einem Hauche den Adel ihrer Seele verkündet und vor welchem der geübteste Sprecher, vor welchem alle Politik der Erde seine Waffen streckt. Welche Kraft, welche Fülle in der Seele eines Weibes, wenn sie in der Stunde der Gefahr dem Manne entgegentritt, der da wähnt, seine Kraft um den Nacken der Erde zu legen und sich nun in Demuth vor der Größe einer Seele beugen muß, die er in das Joch seiner Begierden zu zwängen versuchte oder zum Mittel gebrauchen wollte, womit er seinen Zweck erreiche.

Regungslos stand Guise da und starrte auf die Thür, durch welche sie gegangen. Zertrümmert die Hoffnung, auf die er Alles gebaut, ein Wrack alle seine Pläne, das jetzt auf dem schäumenden Meere seiner Gedanken herumschwamm und rettungslos in den Abgrund zu sinken begann. „Den Gott in uns, das Gewissen," stammelte er vor sich hin, indem er seine Unterlippe zusammenbiß. Jetzt ballte er seine Faust, trat mit dem Fuße auf und begann: „Ha! was mußte ich vernehmen, ein Weib will mir Gesetze geben, wo es gilt meine Rache und mein Leben. Auf! der Zweck allein giebt der That das Gepräge uud die That umß sein. Zeige mir eine Bahn,

Licht der Hölle, das dem Schoos der Nacht entquillt, denn es drängt die Zeit und mahnt mich an meine Pflicht. Ja! ja! es sei, es muß. Vollbringen ist jetzt die Losung, aber das Wie ist die Lösung der großen Frage, welche das Verhängniß aufgeworfen. Ich will, — ich muß und doch — keinen Ausgang, der mich rechtfertigt vor den Augen meiner Feinde. — Verflucht! hat denn Alles sich wider mich verschworen, daß kein Plan in dem Gehirn emporreifen will, der mich rettet? So nahe am Ziel und kein Gedanke, der mich herausführt aus dem Labyrinth, wo die Verzweiflung Wache hält und mich zurückstößt bei jedem scheuen Tritt? Ha! hat denn in dieser unheilvollen Stunde mich auch mein guter Geist — mein Teufel mich so ganz und gar verlassen, daß ich nicht in seinem Grinsen einen Hoffnungsstern erblicke?"

Hier versank er in ein tiefes Brüten und sann düster nach. Immer dichter furchten sich die Falten seiner Stirn, als wollten sie die Höllenpläne verdecken, die in seinem Gehirn aufgohren und sich umschlangen, sich durchkreuzten, wie eine Million Gewürme. Plötzlich blickte er auf, die Hand, mit welcher er seinen Kopf gestützt, sank herab und seinen Lippen entquollen die Worte: „Nein! nein! es giebt noch einen Weg des Heils. Er liebt. — Von der Liebe bis zum Wahnsinn ist ja nur ein Schritt. Prüfen ist nicht Sache der Verliebten und Wahnwitzige sind fähig zu Gutem und Bösem. Er verlangt ein Zeichen.

Die Schrift kann ich nicht erlangen, darum schnell ein Blümchen, das von Liebe und Treue, von Gedenkemein und dergleichen Dingen faselt; ja, ja, ein Zeichen —" Da fielen seine Augen auf den Tisch, wo ein Rosenstock stand, neben welchem ein Schlüssel lag. „Nimm, Hölle, meinen Dank!" rief er mit einer Stimme, als wenn sich eine Last von seiner Seele wälzte. „Hier, der Schlüssel zu meiner Frau Gemach und eine Rose soll das Zeichen sein, das ihn hieher bescheidet."

Eilig brach er eine Rose vom Stocke und betrachtete sie mit glühenden Augen, gleich, als hätte er dem Feinde eine Beute abgerungen. „Eine Rose! nimm sie hin, Herr Graf, oder Herzog, wie dein König es will, nimm es hin, das Sinnbild der Liebe; in ihrem Kelche schläft ein giftiger Samum, den du aufwecken wirst mit deinem eignen Hauche. Hier, an diesen Dornen verblutet dein Herz und dieser Schlüssel, ja, dieser Schlüssel, du ahnst es nicht, wird dir aufriegeln das Grabgewölbe zum eisernen Schlafe. Hergeblickt, König Heinrich der Dritte! der du ihn heute mit Purpurmantel und Herzogshut geschmückt hast, ich schmücke ihn auch, schmücke ihn mit dem Leichentuch und kröne sein Haupt mit einer Todtenhaube. Ja! ja! es sei, es muß und wenn sich die Seligkeit des Himmels, wenn sich die Trümmer einer eingeäscherten Welt dazwischen legten, denn so, wie ich jetzt die Rose gebrochen, breche ich auch sein Leben."

Eilig ging er nach dem Tisch, ergriff die silberne Klingel und schellte, welches Zeichen der Dienerschaft galt. Ungesäumt trat der Page Arthur ein und erwartete, unbeweglich an der Thür stehend, den Befehl des Herzogs, der den Pagen fragte, ob er den Graf von St. Megrin kenne. Als Arthur dies bejaht, sprach Guise in mehr vertraulichem als barschem Tone: „Auf! trag hier diese Rose und den Schlüssel heimlich zu ihm hin. Geh! findest Du ihn nicht in seiner Behausung, so triffst Du ihn im Louvre. Gieb ihm Beides in der Stille, heimlich, ohne Worte."

Der Page verneigte sich und eilte rasch von hinnen. Als er die Schwelle des Zimmers überschritt, kam eilig Dominique herbei, der die Klingel in der Entfernung vernommen.

„Wer hat Dich hergerufen!" herrschte ihn der Herzog an.

„Verzeiht!" begann der alte Dominique, „mir däucht, als wenn man klingelte, ich wollte nur meiner Pflicht genügen und —"

„Pflicht?" entgegnete barsch der Herzog. „Neugier ist es, die Euch hertreibt. Treff ich Euch wieder auf solch unberufenen Wegen, so laß ich Euch die Hände binden und aus dem Palaste peitschen." Verächtlich wendete er dem Diener den Rücken und ging in das Gemach, wo sich die Herzogin befand.

Bleich und zitternd stand Dominique da, faltete seine Hände und lispelte: „Er will mich aus dem Palaste peitschen lassen, mich, einen alten treuverdienten Diener. Die Hände binden, die ich seit dreißig Jahren so oft für ihn zum Gebet gefaltet. O mein Gott! darum graues Haar, daß Haß und Uebermuth an ihm frevelt. Wehe, Wehe diesem Haus, wenn es Wahrheit, was meine Seele ahnt.“

Während er sich eine Thräne aus den grauen Wimpern trocknete, schlich er betrübt hinaus. In demselben Augenblick stürzte die Herzogin händeringend mit den Worten: „O Gott! o Gott!“ aus dem Gemach und sank auf einen Sessel nieder.

Guise stand in der Thür und sprach höhnisch: „Ja! es ist geschehen. Du wolltest Dein Leben hingeben für den Buhlen, willst sterben für ihn. — Stirb noch nicht, in kurzer Zeit wird er hier bei Dir sein, denn ich habe ihm ein Zeichen gesandt.“

„Du — ein Zeichen. — Wach auf, allmächtiger Gott! wenn nicht der Glaube an dich hin in Trümmer sinken und die Verzweiflung hereinbrechen soll.“

„Verzweifle nicht! denn bald bricht ja die Stunde an, wo Dein Treuer bei Dir weilen wird. Der Mann Deines Herzens und Deiner Seele, für den Du die Gnade haben wolltest, zu sterben. Haha! mich täuschen, mich! — Blöder Wahn eines Weibes, das meine Pläne

durch ihren Starrsinn hemmen und zerstören will. Hier, gnädige Frau, erwarte den Geliebten mit Sehnsucht und weide Dich an seinem Anblick, an den süßen Tönen seiner Rede. Ich weich ihm gern und nur — um Deinen Wunsch zu erfüllen. Bei meiner Treu! ich bin ein guter Ehemann und werth, als Muster zu gelten im ganzen Lande."

„Frevle nicht am Heiligsten des Menschen," begann Catharina, indem sie nochmals bittend ihre Hände erhob. „Bedenke, daß diese Sünde einzig und allein auf Deiner Seele lastet und an jenem Tage, wo sich Gott im Zorn zu Gerichte setzt, magst Du zitternd um sein Erbarmen flehen, wie ich jetzo hier vor Dir um Gnade und Erbarmen flehe. — Ha! lache Teufel! und weide Dich an den Qualen eines armen Weibes. Nein! nein! die Teufel quälen ja nur die Sünder. Geh aus meinen Augen und sage nie, daß Catharina von Cleve Dein Weib gewesen, sage nie, daß Priesterhand dereinst zwei Herzen verbunden, denn Du hast nie ein Herz besessen."

„Gehen?" befragte sie der Unmensch. „Ja wohl, werde ich gehen, um einen Andern den Platz zu räumen. Viel Glück zur Schäferstunde. Gehab Dich wohl!" — Triumphirend stieß er seinen Helm in's Gesicht, schlug an sein Schwert und rief mit teuflischen Gebehrden: „Ha! doch gesiegt. Schon krümmt sich der Wurm unter meinen Füßen, der mich herausrief zu Kampf und

Schmach. Fort, aus dem Hause, dessen Pforten ihm geöffnet sind, er mag es freudig und mit Wonne begrüßen, ich, der Herzog von Guise, begrüße es wieder als — ein Leichenhaus."

Mit schnellen Schritten wendete er sich hinweg. Catharina, niedergeschmettert von so höllischen Worten, raffte ihre letzten Kräfte empor und wankte ihm nach, indem sie die Worte: „Barmherzigkeit! Erbarmen!" ausstieß und das Bubenstück zu hemmen versuchte. Da fiel die Thür in's Schloß. — Zertrümmert die letzte Hoffnung.

„O Gott!" rief Catharina im höchsten Schmerz. „Verschlossen in eine Gruft! Preisgegeben so Entsetzlichem und kein Mitleid. Warum, ihr ewigen Götter! habt ihr des Zornes Schaale so glühend auf mein reines schuldloses Haupt ausgeschüttet, warum so heiße unendliche Qualen auf dies arme Herz, das so rein wie die Strahlen der ewigleuchtenden Sonne und keine Seele betrübte? Allerbarmer im Himmel! habe ich denn so schwer gesündigt, daß des Heilands Blut nicht auch für mich geflossen? Wehe! Wehe! Erkoren zum wilden Spiel der Hölle. Gefesselt und angeschmiedet zur Lockung in den Sprenkel des Todes. Hinweggerissen von der Brust der Welt und verpfändet dem bittersten Jammer. — Stützet mich, ihr kalten Marmorsäulen, denn keines Menschen Hand vermag jetzt den schwachen Dienst. Haltet fest ihr schweigenden Genossen und versagt mir nicht

in meiner Noth den Hort, denn Treu und Glauben beginnen zu wanken; der morsche Ring der Ewigkeit lös't sich auf und zerbricht der Erde Höchstes, die Tugend stirbt hin und alle Sünden ranken sich um die Sünde aller Sünden — Mord. — Ach! mir schwirren meine Sinne! meine Kniee — beben! Lebendig todt! — gefangen! — Hilfe! — Mord!"

Ohnmächtig sank sie darnieder.

Der König, der sich ganz allein in den leeren Audienz-Saal zurückgezogen hatte, saß daselbst in einer Ecke und las in einem Buche, das den Titel führte: „Geschichte der Römer von Burnet." Tiefseufzend klappte er das Buch zu. „Ein Buch von Roma's Helden," begann er still für sich. „Ein Zeugniß von ihren ruhmreichen Thaten. Wie der Erdball sich unter ihren Füßen wie ein Sklave gekrümmt und wie der Imperator auf goldenen Siegeswagen eingezogen in die Stadt der Welt. Ach! wie ist die Zeit so anders geworden. Eigennutz ist die Liebe des Volkes und die Großmuth der Herrscher nichts als Heuchelei. Unglückselig Loos der Herrscher, die dastehen auf eisiger Höhe. Und dennoch greifen Hände nach meiner Krone, nach der goldenen Runde, der ewig der Mittelpunkt der Ruhe fehlt. O Schmach

über Schmach! Mit Räuberhänden betasten sie mein Wappen und gleich dem Schlangenhaar der Eumeniden erhebt sich Haß und Hochverrath, um mich zu richten und zu verdammen, weil mir das Schicksal eine Krone geboten, die so schwer auf meinem Haupte lastet. Ja, ja, ich fühl's: Fluch und Seligkeit, Hoheit und Macht, alles dies verschmolz die waltende Unendlichkeit gar wohlbedacht in den goldenen Reif, der meinen Scheitel schmückt. O, wäre ich doch noch in Cracau bei meinen treuen Polen, sähe ich wieder die Carpaten emporragen nach dem blauen Himmel und die grünen gesegneten Fluren, durch welche die Fluthen der Weichsel dahinrollen. Mit Freuden wollte ich Frankreichs Krone dahingeben, wenn ich die Stunde in das Leben zurückrufen könnte, wo der Graf Tentschin in Schlesien mich mahnte, in mein Land zurückzukehren, in das gute treue Polenland, das ich verließ, um es mit dem Vorhof der Hölle zu vertauschen. Polska! o moja ukochana Polska!"

Da trat plötzlich St. Megrin in den Saal. „Unangemeldet, Sire! wie Ihr es begehrt." — Eilig ging ihm Heinrich entgegen, erfaßte seine Hand und sprach: „Willkommen, Freund! mit Ungeduld erwarte ich Euch, denn mir fehlt eine Seele, die fähig ist, meine Gedanken aufzunehmen und mit mir zu empfinden. St. Megrin! Du warst Zeuge, wie ich aufflammte und mein Recht geltend zu machen begann. Ich hoffe, daß mein

Plan gelingt, denn Guise ahnt nicht die Schlinge, die ich gelegt. Er dünkt sich das Haupt der Ligue, dieses aber ist — Heinrich der Dritte."

„Die Zeit wird uns lehren, was die Zeit erschaffen. Doch, Sire! ich fürchte, Euere Mutter ist mit im Spiel. Sie ist dem Guise zugethan, weil sie auf ihn bauen kann, wenn es ein Werk auszuführen giebt, das einen Schurken verlangt. Er ist das Schreckbild, welches seinen Schatten auf all das Licht wirft, das Euch entstrahlt, damit Ihr in dem Dunkel nicht weiter sehen sollt, als es Euere Mutter will."

„Wohl ist es so," entgegnete Heinrich, der jetzt des Augenblickes gedachte, wo er seiner Mutter eidlich Gehorsam angelobt. „Doch sage mir, was soll ich thun, wie soll ich es anfangen, damit ich mich verwahre gegen Alle diejenigen, die mich einzwängen wollen in die Bande des Gehorsams, wenn ein freier Aderschlag in meinem Busen beginnt und ein freies männliches Wort über meine Zunge geht? Wo ist die Waffe, mit welcher ich den Helfershelfern entgegentrete, wenn sie gegen mich anstürmen, um all die edeln Gedanken zu vernichten, die ich vielleicht für mein Volk hege, das Heil und Frieden von meiner Regierung erwartet."

„Sire! Ihr verlangt ein Mittel? — Es ist kurz und bündig. — Zeigt den König im Angesicht des Volkes und ruft die Urkraft hervor. Wer die Kraft in

sich fühlt, zu streiten und zu kämpfen, der kämpfe. Der Löwe hat Kraft, darum kämpft er und ist König der Thiere."

„Den König zeigen, den Erzürnten? — Ich glaube, das Schicksal zürnt mit dem König und da weicht all mein Muth. Nein! mein Leben ist zerstört und aus den zerschlagenen Formen bildet sich nimmer ein Ganzes. Sag selbst, wo ist der Muth und die Geisteskraft, die mich in meiner frühesten Jugend beseelte und mich wähnen ließ: es sei ein Kinderspiel, die Sterne von den Azurgefilden des Himmels mit eigener Hand zu brechen und mein königlich Haupt mit den Flammenblumen zu umwinden. Ich wäre vielleicht ein guter Feldherr, ein großer Staatsmann geworden, wenn man nicht jeden Keim des Fürtrefflichen in mir unterdrückt hätte. O, der Tag meiner Krönung in Rheims deutete nur zu gut meine Zukunft an. Du weißt es ja, daß man erst am Abend die Messe lesen konnte, das gebräuchliche Tedeum vergaßen sie ganz zu singen und als man mir die Krone auf's Haupt gesetzt, fiel sie wieder herunter."

„Zufall im menschlichen Leben, aber noch nicht Bestimmung. Wo Spuren der Kraft, da sind Zeichen der Wirkung. Jetzt gilt es, das Racheschwert mit eigner Hand zu ergreifen, um damit die überreife Saat abzumähen, die als giftig Unkraut im Reiche wuchert. Die eigene Vernunft sei Richter, denn aller Beistand, der sich

Euch aufdringt, verfolgt nur eigene Interessen. Zuerst seid taub für die Pfaffen, die Euch umgarnen, damit ihre finstere Regierung desto besser gedeihe. Die erste Verbannung treffe den Beichtvater Salvati und den Canzler Birague. Wacht selbst über Euere Finanzen und fordert Rechenschaft von Barlemont, der Euere Güter verwaltet. In der Vorstadt St. Germain hat er nahe an der Seine abermals einen Palast erbaut und streckt dem Herzog von Bellegarde Summen über Summen aus seinem Privatvermögen vor. Aus welcher Quelle stammen diese Summen? Fordert ihn vor Euch und confiscirt die unrechtmäßig erworbenen Güter. Die Geistlichkeit wird sich zwar dawider auflehnen, denn er spendet ihr wohlweislich manches Sümmchen, um sie für sich zu gewinnen. Hinweg mit der geistlichen Macht! die weltliche allein führe das Regiment, denn sonst seht Ihr noch die Stunde hereinbrechen, wo Euch die Päpste demüthigen, wie es dereinst Kaiser Heinrich der Vierte schimpflich zu Canossa erleben mußte. Tretet in die Fußtapfen Philipp des Schönen, der die Päpste demüthigte und sie zwang, ihre Residenz in Avignon zu nehmen. Nichts von Rom, von dort kömmt nimmer Heil. Paris werde fortan genannt, wenn die Rede von großen edlen Thaten, welche die Welt mit ihren Ruhm durchzittern. Hat die christliche Kirche etwas in der entsetzlichen und von aller Welt verfluchten Mordnacht ge-

than? Nimmermehr, er, der Statthalter Gottes, schlief im heiligen Stuhl und läßt jetzt Münzen prägen auf das Fest, das die Hölle gefeiert. Hinweg mit den leeren Prozessionen, die Ihr veranstaltet und denen Ihr im Bußgewande beiwohnt. Reißt das Schwert aus der Scheide, damit es aufflamme, wie die Wetter der Nacht und den Krummstab darnieder schlage, der sich über Europa ausstreckt und uns alle in das Reich der Finsterniß hineintreiben möchte. Nur auf diese Art könnt Ihr Selbstständigkeit erwarten und Euern Namen dem Fluch der Mit- und Nachwelt entreißen. Europa's Fürsten, die Euch jetzt einen Betling, einen Mondling nennen, werden Euch hilfreiche Hand reichen in der Stunde der Gefahr und Euch schätzen und lieben lernen, während sie jetzt mit Verachtung auf Euch herabblicken und an Euch thun möchten, was der Churfürst Friedrich der Dritte mit Euch gethan, als Ihr auf Eurer Reise nach Polen durch die Pfalz gegangen."

„Wie? man weiß —" rief entsetzt der König.

„Alles, Alles! — Durch ganz Deutschland ging die Mähr und auch hier machte sie heimlich die Runde, obgleich man Alles anwendete, um sie für eine Lüge auszugeben. Nein! keine Lüge. An der Grenze haben Euch zwei tausend vom Churfürst abgeschickte Reiter empfangen und wie einen Gefangenen in sein Schloß gebracht. Alle Zugänge am Schlosse sind mit Wachen und Kanonen

besetzt gewesen und durch zwei Reihen Soldaten mit geladenem Gewehr hat man Euch in einen Saal geführt, wo Euch der Churfürst mit zwei Edelleuten aus Paris, die sich in der Mordnacht gerettet, auf nicht gar feine Weise empfangen."

„Ja! ja! — schreckliche Wahrheit."

„Noch mehr. Der Churfürst hat Euch in ein Zimmer geführt, wo man ein großes Bild aufgehangen, welches die Bartholomäusnacht dargestellt. Er hat Euch gefragt, ob Ihr die Unglücklichen wieder erkenntet, die da abgeschlachtet würden. Ihr habt es bejahen müssen, worauf er im höchsten Zorne Euch eine Antwort gegeben, die Eurem Gedächtniß gewiß nicht untreu geworden ist, eine Antwort — "

„Still! still!" erwiederte Heinrich. „Noch raunt sie in meinen Ohren. Die Ermordeten waren ehrliche Leute und gute Franzosen, aber die Mordenden sind lauter Verräther und Bösewichter. — O, er gab mir eine Warnung mit auf den Weg, die ich nimmer vergessen werde."

„Darum ermannt Euch und gehorcht meinen Worten, es ist die Stimme aller edelgesinnten Franzosen. Ergreift das Schwert und schlagt mit darein in die Wirren, daß die Elenden aufwachen aus ihrer Versunkenheit und Frankreich seine Ehre wieder erobere. Jagt das Pfaffengezücht, das unter der Maske der Schein=

heiligkeit Frevel und Gräuel begeht, hinaus in alle Welt, daß sie zerstreut werden wie die Juden. Sie allein habt besonders im Auge, denn sie allein sind es vorzüglich, die Streit und Hader entzünden und den Königen Trotz bieten wollen, weil sie wähnen, des Schlüsselamtes heilige Belehnung habe ihnen das Recht verliehen, den Fürsten die Stirn zu bieten. Hinweg mit den satanischen Kniffen, wo Ihr König seid, da seid Ihr auch Bischof. Eine rechtmäßig erworbene und mit Ehren getragene Krone wiegt tausend solche rothe Hüte und dreifache Filzmützen und das Schwert Karls des Großen einen Wald solcher Hirtenstäbe auf. Muth, Sire! nicht verzagt! ein Kampf und tausend Siege."

„Ich — soll selbst mit kämpfen?" begann Heinrich zögernd. „Ich soll hinein in das Gewühl, soll meiner Ruhe entsagen?"

„Ich weiß es wohl; die Ruhe haßt die Kraft. Doch nur muthig den ersten Sturm. Die Kraft hat Rechte, unveräußerliche Rechte und in dem Staate schafft Macht allein Ordnung und Gesetze."

Heinrich, der schwache König, stand da und wagte es nicht, dem hochherzigen Freunde Rede zu geben. Mit verschränkten Armen und den Blick zur Erde geheftet, begann er mit dumpfer, doch wehmüthiger Stimme: „Kampf! — Entrüstung! Krieg wider die Meinen. — O wäre ich doch ein Landmann, der zur Zeit des Früh-

lings im Vertrauen auf den Himmel die Saat in die Furchen streut; wäre ich doch ein armer Winzer, der harmlos auf stiller Höhe seine Reben an das Gebäude bindet und dann sorgenlos sein Haupt auf die Binsenmatte legt. So aber bin ich ein Herrscher, die nur Leichen in die Furchen säen; sie keltern auch, aber Blut, es mag nun Herbst sein oder nicht. Glücklicher Landmann! glücklicher Winzer! euere Erndte bringt Segen, unsere Erndte — Völkerfluch und Pest."

„Die stille Luft verpestet das Meer und das Land," begann St. Megrin. „Der See, der still und ruhig steht, dunst auf und in seinem Schlamm erzeugen sich Molche und Nattern, doch Stürme und Orkane, Donner und Blitze fegen und reinigen die Luft und in helle abgeschäumte Fluth blickt mild und versöhnend der siebenfarbige Friedensbogen des Himmels."

„Ich soll die Blitze schleudern und die Stürme? — Könnt Ihr mir Bürge sein für Ruhe und Frieden? Könnt Ihr mir Gewißheit geben, daß dann in meiner Brust für immer die Schlacht geschlagen, die von Neuem wüthet?"

„Ja! ich kann es. Werft einen Blick auf die Waldung, welche der Sturm durchsaus't und verheert. Hoch herab vom königlichen Eichbaum stürzen faule und halbverwes'te Aeste, welche die Windsbraut in ihrem Zorne abgebrochen, weil sie das Mark dem kräftigen Baume

entzogen. Geht hin und beschaut das Holz. Die wurmdurchnagten Spalten sind ein Gehäuse, wo der Uhu und der Molch genistet; es riecht nach Tod und Verwesung und in der Dunkelheit, in der Nacht, da leuchtet es wie Irrlicht, gespenstisch, wie Gluth der Hölle. D'rum nicht gesäumt und muthig gewagt, denn um Stürme zu verjagen bedarf es Sturm und Blitz. Auf! rüstet Euch und geht dem Feind entgegen. Wer sich selbst vertraut, den erwählt sich das Glück zu seinem Liebling und sucht ihn auf an allen Orten der Erde. Wer aber viel erwägt und prüft, der ist seinem Falle nahe und verliert das Spiel im Werden."

„St. Megrin! Freund!" rief laut der König und blickte ihn mit glühenden Augen an. „Fühlet her an meine Brust, wie es sich regt, wie es tobt. Erhaltet die Gefühle wach, die Ihr erweckt und führt mich hin auf den Weg, den Andere mir bisher nur aus der Ferne zeigten. Komm, schließ Dich fester an mich an und lenke mich nach Deinem Willen, denn nur so kann ich das Heil erringen, nach dem ich strebe, um mein Land und Volk zu beglücken. Ja, ich will nicht allein Rath, ich will auch kräftige Thaten."

„So sei es. Rath und That; Zwillingsbrüder eines Gedanken und nicht leere Worte der Höflinge. O, ich weiß es wohl, sie kehrten das lockere Gewebe ab und ließen die Spinne sitzen. Sire! habt Ihr Beweise in den

Händen, daß Guise ein Verräther ist, so übergebt die Sache dem Parlament, damit es den Herzog vor seine Schranken fordere und ihn richte und bestrafe, wie er es verdient."

„Untersuchung! Gericht! — Das Parlament ist partheiisch und spricht für ihn, weil er Gönner und Freunde in demselben hat. Beweise habe ich genug."

„Wenn dies Wahrheit ist, so zeigt die Königsmacht, übt das Recht des Herrschers und verlaßt Euch auf die Mauern der Bastille."

„Damit wird nichts erreicht. In der Hand eines Starken sind Fesseln ein dünnes Rohr, der stärkste Thurm eine dünne Wand. Er hat Freunde im Volke, weil er Geld besitzt und Geld ist der König, der Beherrscher des Volkes. Nichts damit! hinweg, ich kenne eine stärkere Mauer, es ist der Sarg, das Grab. Die Pforten des Grabes sprengt weder das Parlament, noch die Wuth des Volkes. Freund! sei Du der Mann, der ihn dahin geleitet. Geh und grab ihm ein Grab, Du gräbst Dir einen Schacht, aus welchem die Gnade Deines Königs Dir reich uud unversiegbar entgegenströmt. Geh, und stürze ihn hinab in das ewige Gefängniß; so tief er fällt, so hoch steigst Du und das Land verehrt Dich wie einen Sieger, denn Guise allein ist eine feindliche Armee, die sich heranwälzt, um den Thron zu usurpiren und dann das Land auszusaugen, das dasteht wie ein Bettler und

den Hut hinhält, um Leben und Ehre zu empfangen, die von ihm gewichen seitdem meine Mutter den Boden unserer Heimath betreten."

„Ist er dann aber auch nach Verdienst bestraft?" befragte St. Megrin.

„Tod bleibt Tod. — Nur der erwirbt Verdienst, der durch seinen Untergang mir wiederum Freiheit und Leben verschafft. Denn wisse, ich habe meiner Mutter unbedingten Gehorsam zuschwören müssen und theuer muß ich diesen Schritt büßen, zu welchem mich Salviati mit gezwungen. Ja! ja! die kirchliche Blindschleiche, die auch meinem Grimm verfällt. Auf! morgen beginnt der Zweikampf, raffe Deine Kraft zusammen und fördere ihn hinüber, denn ist er gefallen, so hat meine Mutter keine Stütze mehr und wir schreiten auf ebener Bahn nach dem Ziele, wo allein die wahre Glückseligkeit thront."

„Einen glücklichen König und ein glücklich Volk durch mich." Die Welt trug jetzt nur einen Seligen, es war St. Megrin. Was Bürgerkriege und Schlachten nicht vermochten, das sollte er erschaffen. Ruhe einem gebeugten Herrscher, Wohlstand und Frieden einem armen von Geistestyrannei gedrücktem Volke. „König!" rief er wie ein Triumphator. „Hier mit diesem starken Arm und mit Gott gedenke ich es zu vollenden. Nur noch eine Nacht und dem schönen Frankreich erglänzt die Sonne einer glücklichen beneidenswerthen Zukunft. Ueberall Friede

und Einigkeit im ungestörten Genuß der errungenen Güter, ein Hof, an welchem die Sitte wiederkehrt, ein Hof, wo ewiger Friede seinen Thron aufgeschlagen und strahlen wird als Muster für unsere Zeitgenossen und bis auf die fernsten Geschlechter."

„Ja! ja!" stimmte Heinrich jauchzend ein, „mein Reich soll ein Tempel werden, wo Wahrheit und Treue ihre Opfer zünden, wo nur ein Wille, eine That. Leb wohl, Freund! ich muß hinaus aus diesen Hallen, muß hinaus in die freie Luft, denn hier, hier in meinem Busen braust ein Meer, welches die letzten Trümmer meiner Schwäche vernichtet. Ha! wie groß und erhaben will ich jetzt die Nacht begrüßen, da ich eine Würde in mir fühle, wie ich sie nie empfunden. Ha! mit dieser Kraft, mit dieser Würde will ich heute noch in den Staatsrath treten, jedes Wort ein dreischneidig Schwert, jeder Blick aus meinen Augen auf die Schuldigen ein Strahl der Vernichtung. Leb wohl! leb wohl! wenn wir uns wiedersehen ist viel, viel gethan."

Mit strahlenden Augen sah St. Megrin dem König nach, der wie von einem guten Geiste die Weihe der Kraft empfangen. Schon sah er die Minute, wo der Herrscher von Frankreich sie geltend machte und eine neue Aera für das arme Volk begann, das unterm Druck der Steuern seufzte und täglich um einen Retter flehte in so trüber Zeit. Ueberselig, als wollte er die Welt um-

faſſen, breitete St. Megrin die Arme aus und rief: „Heil dir, die unheilvolle Zeit umwebt ſich mit dem Glanze deiner Wünſche und lächelt wonnetrunken dem Fluge des Geiſtes zu. Wer, wer hat dies gethan? — Sie, nur ſie allein, durch ihre Liebe, die ſich ſo treu mir im Schlafe verkündet. Dank! ewigen Dank! denn du ſchufſt ein neues Leben, einen Himmel voll ewiger Wonne, den das Vaterland mit mir theilen wird, das in mir ſeinen Retter, ſeinen Befreier gefunden.“

Freudig, wie ein Sieger wollte er hinwegeilen. Da trat Matthieu ſtill und mit düſtern Blicken ein.

„Matthieu!“ rief St. Megrin und ſtürzte ihm entgegen. „Komm! komm! Herold unſerer Liebe! Her, zu mir, Du goldner Schatz von ihren Gedanken, ſprich, verkünde, was Du vernommen und verſchweige mir kein Wort. Matthieu! gieb mir Kunde! gieb mir jedes ihrer Worte und vollende mein Glück, meinen Ruhm, meine Seligkeit!“

Nach einer Pauſe begann Matthieu ernſt: „Du ſchickteſt mich aus, daß ich einen Felſen umſtürze; Du wollteſt Thaten, die einem Herkules gehören und bauteſt auf die Kraft meiner Rede, auf die Schärfe meines Verſtandes. Nimm die Vollmacht zurück von dem Wurm, der ſich erkühnte, ſeine Kräfte zu erproben und jetzt vor Euch ſteht in ſeiner ganzen Blöße.“

„Halt ein!“ erwiederte St. Megrin. „Halt ein mit

solchen Worten, denn wenn meine Adern siebenfach geglühter Stahl wären, Du sprengst sie auf mit so frevelnden Worten. — Ein Weib — ein Fels! — Wahnwitz der Menschen! Wahnwitz der Welt!"

„Still! hemme Deine Worte. Ein größerer, in der Prüfung Gluth gehärteter Fels lag in dem Wege. Wer sich erkühnt, die Höhe zu erklimmen, die ein heiliger Schein umwebt, den die verborgenen Schätze heraufstrahlen, dem ruft er, gleich dem Donner des Himmels, ein furchtbares erschütterndes „Halt!" entgegen, daß der Frevler zurücktaumelt und erbebt vor dem Allgewaltigen, das seine Sinne zerschmettert und ihn doppelt die Ohnmächtigkeit seines Wesens fühlen läßt. Kennst Du den Fels, dessen Schwere auf der Tugend ruht? — Man nennt ihn Frauenehre."

„Laß ab mit so irrer Rede!" entgegnete St. Megrin. — „Wo Liebe thront, da ist die Nähe der Gottheit. — Ha! mit Deinen eigenen Worten strafe ich Dich Lügen. Die Liebe ist groß, denn sie umfaßt die Welt. Laß ab, laß ab, mich bethörst Du nicht, denn nur das Große kann durch Großes den Sieg erringen und dieser muß mir werden, so wahr der Himmel über unsern Häuptern."

Matthieu sah dem begeisterten Jüngling starr in's Gesicht, als wolle er sagen: mich machst Du nicht wanken, mich erschüttert nichts. Gelassen begann er dann mit monotoner Stimme: „Alles, was groß und erhaben

ruht auf dem Fundament der Ordnung und Unterwerfung. Wer sich vermißt, nur einen Grundstein aus den ewigen Fugen der Welt zu verschränken, der erzittere und bebe, daß man nicht seine Leiche aus den Trümmern gräbt, die ihn erschlugen und Rache übten für seine Frevel."

„Vergebens sein Weg, vergebens seine Rede," lispelte St. Megrin, indem er wehmüthig den Astrologen betrachtete. „So wäre die Liebe in ein leeres Nichts dahingesunken? vergebens all mein Streben und mein Ringen? — O ewiger Himmel! gieb mir Gewißheit. Und ist es wahr, daß ich betrogen, daß mich die Aermlichkeit des Lebens gehöhnt und vernichtet all die Blüthen am Baum der Freude, so will ich in eine öde Wüste gehen, wo mich die Gluth aller meiner Sinne betäubt und mein Gehirn austrocknet. Und wenn der Wahn sich aufschwingt zum Herrscher, wenn er mich König dünken läßt und mich belehnt mit Krone und Scepter! dann will ich meine Schläfe mit Myrthen bekränzen und schlafen gehen in das Grab der Pharaonen."

Erschöpft sank er in einen Sessel. Matthieu, ergriffen von dem, was er vernommen, ging bei Seite, damit er fern stehe von den Leiden des Jünglings, die er heilen wollte und nur vergrößerte.

„O, wer es vermögte, in den Busen eines Menschen zu schauen, den die Liebe getäuscht und alle seine Hoff-

mungen vernichtet. Wer würde nicht schauern, wenn er fähig wäre, all die zerrissenen Fasern und Aederchen zu zergliedern. Ein großes tiefes Trauerspiel liegt da begraben mit seinen herzzerreißenden Monologen, mit seinen furchtbaren Scenen und Dialogen, welche die Gefühle gespielt, bis sie bei dem großen erschütternden Stichwort: Verloren! tief, tief hinuntersanken und ein dreifaches Wehe als Epilog das Drama des Herzens beschloß, das die größte Poesie der Welt, die Liebe gedichtet und in dem regen Raume der Brust aufzuführen sich unterfing.

Während dessen hatte Arthur nicht gesäumt, St. Megrin aufzusuchen. Behutsam trat er ein und schlich leise in die Nähe des Betrübten, der seinen Kopf in die Hand gestützt und seine Augen zur Erde geheftet hatte. Beherzt trat jetzt, von Matthieu nicht bemerkt, der Page heran.

„Arthur!" rief plötzlich St. Megrin, als er den Pagen erblickte, den er sehr wohl kannte. Letzterer sah sich geheimnißvoll um und reichte ihm dann schnell den Schlüssel und die Rose. St. Megrin griff mit beiden Händen darnach. „Eine — Rose! — Von ihr! — rede! sprich —"

Arthur legte die Finger an den Mund, um das gebotene Stillschweigen anzudeuten, das man ihm auferlegt und eilte von dannen.

„Himmel! ist's ein Traum!" begann St. Megrin. „Eine Rose und hier, den Schlüssel, sendet mir meine Catharina."

Mit Inbrunst drückte er Beides an seine Lippen. „O Gott!“ hub er mit freudiger Stimme an: „Der Himmel strömt seine Huld, seine Liebe segenspendend auf mich hernieder und macht mich zum Glücklichsten von Allen, die da leben und athmen im Kreise der Schöpfung. Ha! ein Herrscher, ein reicher und mächtiger König bot mir seine Gnade, bot mir seinen Thron an, damit ich herrsche und regiere über Millionen. O, wie klein und nichtig ist seine Gabe gegen all das Glück, das auf mich einfluthet mit den Stürmen seiner ganzen Brandung. Ich soll mich ihr nahen, dem Ideal, dem Sonnenschein und Frühling meiner Seele. Ewige, allwaltende Gottheit! wie soll ich dir danken, welche Opfer soll ich dir zünden für deine Gnade, denn du, ja nur du hast mein heißes Flehen, hast mein Gebet erhört. Kommt an meine Brust, all ihr Sünder der Erde und versöhnt euch an diesem reinen heiligen Altar. Nein! es kann in der Natur nichts Sündiges und Böses mehr geben, nur Glückliche und Versöhnte und ich von Allen der Reichste und Glücklichste.“

„Nichts Böses mehr?“ stammelte jetzt Matthieu, der schnellen Blickes aufsah und mit Verwunderung den Ueberseligen betrachtete. „Sagt, Herzog! was ist vorgegangen. Meine Sinne sind wirr, war nicht ein Page von Guise hier?“

„Ein Page? — Nein! — Doch. — Nein! ich kann es nicht verschweigen und am allerwenigsten Dir,

dem ich ja all die Glückseligkeit verdanke. Sag, sag, was Du begehrst und was Deinen Geist, was Deine Sinne schmeicheln kann. Sprich es aus, es soll Dir gewährt sein, denn der Himmel läßt sich ja auf mich hernieder, um zu schwelgen in seinen Wonnen und Seligkeiten. Matthieu! säume nicht! Wie ein Netz, wo goldene Fische hängen, greif ich hinein und Doppelsterne prangen um Deine Schläfe. O, wenn Deine Augen nicht geblendet sind von all dem Glanze, der mich umstrahlt, so öffne sie und schaue herab auf das, was Catharina mir gesendet. Sieh, sieh, diese Rose, glühend wie die Liebe in ihrer Brust, voll und rein wie die Gefühle in meinem Busen."

„Von ihr — der Herzogin?" entgegnete Matthieu mit Verwunderung. „St. Megrin! wenn Ihr nie meinem Rath gefolgt, so thut es in dieser Stunde. Ich bitte Euch, traut nicht dem Pfande, es ist ein böses Pfand, von Dornen umwunden, von —"

„Ich soll den Glauben meiner Seele vernichten?" rief hohnlächelnd St. Megrin. „Jetzt, bei dieser Welt von Ueberzeugung und Gewißheit, jetzt, wo jedes Blatt von ihrer Liebe spricht, wo jede Faser sagt: nur ein, ein Gedanke, der selige Gedanke an dich."

„Ich mahne Euch nochmals, bleibt und folgt nicht dem Ruf. Die Stunde, die Euch bescheidet, ist keine gute, darum folgt mir nur heute."

„Unglücksstunde? — O thöricht eitles Wort. — Bei ihr thront das Glück und es mit ihr zu theilen, ist ihr Wille, ist der Wille und Rathschluß der ewigen Götter. O ihr matten schleichenden Minuten, umgürtet euch mit den Flügeln des Morgenrothes, damit meinem Leben der Augenblick werde, wo Auge in Auge und Seele in Seele schaut. Brich herein, du seligste der Stunden, wo unsere Worte und Gedanken die Harmonie erzeugen, unter deren Tönen sich die Himmel öffnen, damit wir schauen das Leben dereinst, damit uns wieder werde das verlorene Paradies."

Während dieser Rede hatte Matthieu das Fenster geöffnet und seinen Blick nach den Sternen erhoben, die durch zerrissene Wolken herabschimmerten. Mit erhobener, gleichsam prophetischer Stimme begann er zu St. Megrin: „Siehst Du dort den Stern in der Hand des Perseus, dort, bei dem Sternbild, wo der Reif der Schlange sich um die Krone und die Jungfrau windet? — Jüngling! es ist Dein Stern und er sinkt noch in dieser Nacht."

„Verblendung! Wahn! Deine Augen sind geblendet, es ist der Abendstern, der Zeuge der stillen glückseligen Liebe."

„Nimmermehr! die Liebe hat keinen Stern am Firmament, aber die Sterne der Freundschaft, die hellen Dioscuren, wandeln zu Tausenden mit einander durch

das Reich der Nacht, bis sie versinken in das Grab der Wolken. Darum vernimm die Stimme der Freundschaft, das heilige Orakel der Gottheit und laß Dich leiten von ihrem Gängelbande, das in den Händen der höhern Mächte ruht. — St. Megrin! Du kämpfest morgen mit dem Herzog von Guise —"

„Ja! ich werde mit ihm kämpfen!" rief begeistert St. Megrin. „Ich werde kämpfen und siegen auf dem Felde, wo Frankreichs Heil und Ruhm verpfändet liegt, die einzulösen mich das Schicksal bestimmt. Ja, er fällt, er muß fallen, denn nimmer kann der Himmel ertragen, daß ein so großes edles Volk immer tiefer und verknechtet in den Höllenpfuhl geführt werde. Rache ruft jede Faser in meiner Brust, Rache ruft die beleidigte Nation und der Himmel reicht mir seine Rechte, damit die zertretene Menschheit sich aufrichte und erkenne die Segnungen des Friedens. Glaubensfreiheit und Friede! Eintracht und Gerechtigkeit! ach! die Himmel umarmen sich über diesen Worten und der Erdball zittert vor Freude, wenn sie über ihm dahinschweben. Ha! noch ein Tag und Frankreich, das herrliche große Frankreich mit seinen reichen blühenden Provinzen huldigt einem Throne, zu dessen Stufen die Völker Gebete stammeln und sich dann im Namen ihres Königs den Kuß des Friedens geben."

„O, würde uns doch diese Zeit!" stammelte Matthieu.

„Ich weiß, daß Du die hohe Macht der falschen Catharina von Medicis vernichten wirst, wenn Deine Zeit Dir vergönnt, das Schwert im Kampfe zu heben. Ja! ja! in Eurer Hand liegt das Glück des Volkes und die Ruhe des Königs, darum achtet auf meine Stimme und geht nicht zu der Herzogin, denn nimmermehr kann ich glauben, daß ihre Hand Euch dies Zeichen gesendet."

„Matthieu! Ihr könnt zweifeln! — Nein! zweifelt nicht! ich will's nicht haben, ich will diese Worte nicht hören, denn sie verhöhnen ihre Liebe."

„Verfälschung und Betrug!"

„Betrug? — Verfälsche die Welt! schieb' eine Schöpfung unter; die Gewalt der Liebe und der Tugend bleibt rein und hell und die Unsterblichkeit stellt sich für sie als ein ewiger Bürge. Ja, die keusche Hand, die diese Rose brach, erbebte bei dem Beginnen, doch jedes Blatt, jede Faser strahlt als ein Siegeszeichen ihrer Liebe. Ha! meine Brust ist ein Palast der Freude und vergebens rütteln ihn Deine Worte."

„Noch einmal beschwöre ich Dich!" rief Matthieu und klammerte sich an ihn fest. „Bleib und geh nicht. Meine Unruhe, meine Ahnung, sie trügt nimmer. Ihr dürft nicht von hinnen, Ihr müßt bleiben und sollte ich mich in den Weg werfen, damit Euer Fuß zurückbebt vor dem grauen Haar. Nein! nimmermehr —"

„Zurück!" donnerte St. Megrin, indem er den Alten

mit Kraft von sich hinwegdrängte. „Nein! nein! die Natur kann trügen, aber nicht diese Zeichen. — Armseliger! willst Du mit Worten tödten, was Deine Zauberkraft erschaffen? Gieb mir einen Trank, der mich vergessen läßt, daß mich das Glück zu seinem Liebling auserkoren hat. Geliebt, von ihr, von dem reinsten Wesen, das die Erde hegt; o, schwelle dich auf, du glühende Abendröthe zu einem Freudensegel und verkünde mein Glück der ganzen Welt."

Bei den letzten Worten jagte er hinaus. Matthieu wollte noch einen Versuch wagen, ihn aufzuhalten, aber wo ist der Mann, der einem so Glühenden mit gleicher Kraft entgegentritt? Liebe giebt eine Kraft, der Nichts widersteht, wenn sie daherbraus't wie die Fluthen der Nordsee; die Kraft der Liebe ist allmächtig wie die Gottheit selbst. Betrübt stand Matthieu in dem einsamen Saal und sann nach, was zu thun sei. „Er geht, und nichts hält ihn zurück," rief er schmerzlich. „Dies Zeichen kommt nicht von ihr, es kommt vom Herzog, der auf seinen Untergang sinnt. Trifft er ihn im Gemach seiner Frau, so verfällt er dem Tod und Frankreich in das alte Nichts zurück. Ewige Gottheit! erhöre mein Flehen und gieb mir ein Mittel in die Hand, daß ich ihn nur diese Nacht vor dem Unheil bewahren kann, das ihm droht. Steigt er empor, so hoffe ich und die Nation nicht vergebens, denn er ist der Einzige, den die Vorsehung zu

unserm Heile auserkoren. Darum will ich über ihn wachen und ihn beschützen wie eine Mutter den Säugling. Er ging fort, in das Hôtel der Guisen, wo sich noch heute die Liguisten versammeln. Ich gehöre zum Bunde, habe Eintritt in das Haus, darum hin und nicht gesäumt, damit ich ihn rette und ihn dem Könige, ihn dem Volke wiedergebe."

Eilig begab er sich hinweg, denn schon nahte sich der Haushofmeister Manniquet, so wie einige Schreiber und Notare, die das Nöthige im Thronsaal anzuordnen hatten, ehe die hohen Berathungen vor sich gingen.

Jetzt wurde es laut auf den Stufen und den Vorsälen. König Heinrich der Dritte, zur Seite Catharina von Medicis, so wie Büssy d'Amboise, Epernon und all die Räthe des Königs traten ein. Ein hoher Ernst thronte auf Heinrichs Stirn; sein gemessener und fester Schritt verkündeten bestimmte Entschlüsse, die er gefaßt und nichts wankend mache. Als er alle die Erschienenen übersah, erheiterte sich sein Blick etwas und mit milder Stimme begann er: „Dank, Ihr Herren! daß Ihr Alle erschienen, um noch so spät mit mir zu berathen. Ha! Herr von Büssy! willkommen! ich habe Euch meine Gnade zu versichern, zum Lohn für die Tapferkeit, die sich heute so schön bewährte, als St. Megrin mein und meines Volkes Recht verfocht. Recht so, Herr von Büssy, Kraft will ich haben, denn sie macht den Mann. Des Starken ist die Welt; vielleicht auch der Himmel. — Doch, wo ist St. Megrin?

Wo ist er, mein Genosse, mein Freund? ihm ist doch nichts begegnet?"

„Nein, mein Sohn!" nahm Catharina von Medicis das Wort, die staunend so kühner Rede horchte. „Sei ruhig, er wird nicht lange säumen."

„Man suche ihn auf!" begann Heinrich. „An meiner Seite ist noch ein Platz leer und diesen nehme St. Megrin ein."

Ein Hofherr entfernte sich, um dem Befehl des Königs Folge zu leisten. In demselben Augenblick trat ein Page ein, der den Herzog Guise und sein Gefolge meldete und um Eintritt nachsuchte.

„Er trete ein, sammt den Seinigen," versetzte Heinrich. „Nehmt Platz, Ihr Herren! Epernon! Ihr werdet heute die Stelle meines Secretairs versehen, darum begebt Euch dort an den Tisch."

Während sich der König nebst seiner Mutter nach dem Thron verfügte, sprach Catharina von Medicis heimlich, doch mit Aufwallung: „Heinrich! ein Wort —"

„Laßt mich, Mutter!" unterbrach sie der König. „Ich handle heute allein, ohne Zwang, ganz nach meiner Ueberzeugung und nach meinem Willen. Ich danke für allen Beistand, denn ein Mann, der König von Polen gewesen und jetzt die französische Krone auf seinem Haupte trägt, der, dächte ich, braucht keinen Vormund."

Da trat der Herzog von Guise nebst seinem Gefolge ein, unter welchem sich wiederum St. Paul befand.

„Nur näher, Herzog!" ließ sich der König vernehmen. „Was ich heute im Betreff der Ligue gesprochen, soll in Erfüllung gehen, denn ein König muß Wort halten, wenn ihn nicht der niedrigste Bettler seines Reiches beschämen soll. Ich bin bereit, den Bund zu genehmigen und habe mich zum Wohl des Ganzen entschlossen, zu den schon vorhandenen Artikeln noch einen neuen hinzuzufügen."

Schnell zog Guise eine Acte hervor und machte Anstalt, sie dem König zu überreichen, als selbiger sagte: „Ha! wie ich sehe, seid Ihr mir mit einem Entwurf zuvorgekommen. Fürwahr! ich muß öffentlich den Eifer loben, der Euch beseelt."

„Sire! ich wollte Euch die Mühe ersparen," entgegnete Guise.

„Dank für Euern guten Willen. Gebt nur die Acte dem Herrn Baron von Epernon, wir wollen sie schon vollenden. Da sie bekannt, größtentheils bekannt ist, so ist nicht nöthig, daß sie erst verlesen wird. Es gilt den Schluß, bei welchem zu erwägen ist, daß ich dem Ganzen ein Oberhaupt stellen muß, das bei dem Volke Macht und Ansehn behauptet."

Diese bedenklichen Worte verbreiteten Unruhe unter den Meisten der Versammlung. „Sire! Ihr wollt —" rief Büssy — „Bedenket —"

„Nichts von Bedenken. Ich fand für es gut, noch ehe ich prüfte und erwog, darum muß es sich als wahr und ächt wohl bewähren.“

„Sire! nehmt meinen Dank für das Vertrauen, das Ihr in mir setzt.“

„Laßt den Dank. — Ein König hat nie Anspruch auf Dank, denn was er thut, geschieht im Namen des Königs aller Könige und ist Schuldigkeit. Dictirt jetzt den Schluß.“

Guise trat vor und begann: „Das Oberhaupt, das unser König wählt, muß schlechterdings aus Königsblut entsprossen sein, muß sich bereits als ein starker Kämpfer für das Wohl der römischen Kirche bewährt und Vertrauen im Volke erworben haben. Außer der Würde eines Oberstatthalters dieses Reiches werde ihm auch noch der Befehl über alle Heere und sobald die Sache nur das Beste will, sei er in Allem, was er thut und unternimmt nur Gott und seinem Gewissen Antwort schuldig.“

„Ganz nach meinem Sinn, Herr Herzog!“ begann der König, indessen jetzt mehrere der Hofherren ungestüm hervortraten, um den Lauf der Sache zu hemmen. Von allen Seiten erhoben sich Stimmen. „Das ist zu viel!“ schrie Büssy und schlug an sein Schwert — „Nein! das kann nicht sein,“ riefen die Andern. „Hört unsere Stimme, Ihr müßt sie hören! das Reich geht unter, — Bosheit! Verrath!“

„Laßt mich, Ihr Herren! Freie Bahn dem Wort des Königs!“ — Eine allgemeine Ruhe trat ein. Nach einer Pause begann Heinrich zu Guise: „Ich glaube und halte dafür, daß Ihr stets als ein wackerer und pflichtgetreuer Unterthan gehandelt und nichts verübt habt, was wider Reich und König. Ihr seid nach Uns der Erste im Reiche, übt Muth und Kraft, wovon ich Beweise in Händen habe und hoffe in dieser Stunde um so mehr Treue und Gehorsam.“

„Sire! befehlt nur,“ versetzte demüthig Guise. „Den Mann, den Ihr zum Oberhaupt der Ligue erwählt, erkenne ich jetzt an und dem Tode verfalle derjenige, der sich im mindesten widersetzt und sich somit als Rebell erklärt.“

„Lob Eurer Rede!“ ließ sich der König vernehmen. „Von Allen fordere ich so eine Sprache, denn sie giebt Zeugniß von Gehorsam und gutem Willen. Ergreift die Feder, Epernon! Hört mich an!“ — Mit Würde und wahrer Majestät, wie man sie noch nie an ihm gesehen, erhob er sich vom Thron und sprach mit kräftiger Stimme: „Durch diese, vom Herzog Heinrich von Guise verfaßte Schrift, erkennen wir, Heinrich von Valois und König von Frankreich die heilige Ligue hiermit zu Recht beständig an und wählen zum Oberhaupt — uns selbst.“

Ein Donnerschlag war dies Wort für den Herzog von Guise. Er unterdrückte einen Fluch, der sich aufbäumte in seiner Brust und blickte mit innerm Groll nach dem

König, der Befehl gab, die Schrift mit seinem Siegel zu versehen. Als dies geschehen, wendete er sich zu Epernon und sprach: „Reicht mir die Feder, damit mein Namenszug das ausgesprochene Wort bekräftige. Nachdem er seinen Namen unterzeichnet, wendete er sich zu Guise und rief: „Nun, Herr Herzog! unterzeichnet ebenfalls, denn jetzt ist die Reihe an Euch."

Guise zögerte, dem Willen des Königs nachzukommen und blickte scheu umher, als wolle er fragen, ob er es thun solle oder nicht.

„Was?" begann Heinrich. — „Ihr nehmt Anstand, die Acte zu vollenden? Bei St. Denis! scheut Ihr vielleicht meinen Namen, scheut Ihr Euch vor meinem angestammten Wappen, das Meuter nicht für ächt anerkennen wollen? — Glänzt nicht der Name: Heinrich Valois mit dem Wappen der Lilie, mit dem Zeichen der Unschuld, eben so gut als Euer Wappen? Bin ich denn nicht aus Königsblut entsprossen und mangelt mir vielleicht etwa Vertrauen? — Auf! unterschreibt die Acte. Hier zu diesem Werke ist ja Euer Anwalt nicht nöthig, der ohnedies in Lyon verstorben. Nur zu, mein schöner Vetter! Ihr habt ja selbst denjenigen für einen Rebellen erklärt, der sich weigert, im mindesten zu zögern."

„Guise warf einen Blick auf Catharina von Medicis, trat an den Tisch und unterschrieb mit Ingrimm seinen Namen, daß die Feder spritzte.

„Tragt dafür Sorge, Herr Canzler!“ begann der König, „daß die Andern ebenfalls ihre Namen unterzeichnen. Wenn dies geschehen, so laßt getreue Abschriften davon nehmen, damit sie in die Provinzen gesendet werden, damit das Volk Kundschaft von dem erhalte, was heute geschehen. Sodann schickt morgen einen Prevot in das Haus des Bischofs von Chartres, wo der Mann wohnt, der bisher meine Finanzen verwaltet. Ich will ein Wort, ein ernstes Wort mit ihm reden. Ja! ja, Ihr erstaunt ob meiner Rede. Geduld! Ihr sollt in diesen Tagen noch mehr vernehmen. Von heute an bin ich nicht mehr der schwache König, der sich dereinst zu Avignon mit den büßenden Brüdern geißelte, von heute an beginnt ein ander Regiment, zum Heile meines Landes und meines Volkes, das ich liebe, wie mich selbst.“

Der Canzler verneigte sich tief und schlug an seine Brust, als wolle er sagen: Gott sei mir armen Sünder gnädig. Der Beichtvater zog sich in den Hintergrund, damit man ihn nicht an der Seite des Canzlers gewahre, dessen Schalten und Walten dem Anschein nach nun wohl zu Ende war. Die Räthe und Hofherren sahen sich wechselseitig einander an. Hier begrüßten sich Viele, denen das Wohl des Staates am Herzen lag, mit triumphirender Miene. Andere hingegen, die ihr Gewissen nicht für rein erachteten, wagten kaum die Blicke zu erheben. Nur ein Herz blieb kalt und ruhig — Catharina von Medicis.

Sie wußte es ja zu gut, daß die aufflackernde Gluth im Busen ihres Sohnes nur zu bald gelöscht werden würde, daß für St. Megrin und Guise der Tage letzter gekommen und ihr Fuß schon an der Schwelle der großen Siegespforte stand.

Der König stieg jetzt vom Thron und rief: „Vergebt, Ihr Herren, daß durch dieses Werk das Fest gestört worden ist, es war ein Werk der Nothwendigkeit, wie Ihr ja Alle gesehen. Doch von Neuem beginne jetzt die Freude. Folgt mir Alle zum Prunksaal, laßt die Becher schäumen! Gesang, Musik! zum Tanz. Herbei! das ganze All sei jetzt Ton und Harmonie, denn ich feiere das Fest der Freiheit. Vorwärts! Vasallen! werft mir den goldnen Mantel um die Schultern, den ich mit Stolz beim Königsfeste trug, er allein schmücke mich als die Beute eines Herrschers, denn erst jetzt, in dieser Stunde bin ich wahrer König der Franzosen."

Mit einem Gefühl von Hoheit und Würde ging er rasch von dannen, begleitet von seiner Mutter und den Meisten seiner Günstlinge. Freudig trat Büssy d'Amboise zu Epernon und rief: „Beim Zahnstocher des seligen Coligny! Heinrich, der Betling, ist ein Mann geworden und wenn er so fortfährt, begrüßen wir in vier Wochen den Besten aller Könige."

„Das gebe der Himmel!" entgegnete Epernon. „O, ich weiß, wo er heute in die Schule gegangen. Bei

St. Megrin. Glaub mir, Freund! der versteht es, aus einem Hanswurst einen König zu machen und wird deshalb nicht säumen, ihm von nun an die wichtigsten Capitel im Völkerkatechismus aufzuschlagen und zu erläutern."

„St. Megrin? — Ja, Epernon, ihm allein verdanken wir es, daß er den Weichling zustutzt und ihn lehrt, wie das Land zu regieren sei. Glaube mir, in wenig Monden steht er mit auf der höchsten Stufe des Thrones, während die Schurken in der Bastille sitzen, die sich unterfingen, aus dem König einen Hanswurst zu machen. Kommt, kommt in den Prunksaal! All die Lichter, die sie jetzt anzünden, sind Sterne einer bessern Zukunft."

Arm in Arm gingen sie jetzt von hinnen. Die ganze Umgebung des Königs folgte nach und die berühmten und berüchtigten Schönheiten, die Catharina von Medicis an den Hof gezogen, mischten sich in die Reihen. Schon durchflammten die hellen Kronenleuchter sämmtliche Säle, als der Herzog von Guise noch wie angewurzelt auf der Stelle stand, wo er den Willen des Königs vernommen hatte. St. Paul, der Einzige, der bei ihm geblieben, trat jetzt zu ihm heran und sprach: „So wäre denn der Plan gescheitert, zerrissen das Gewebe, das Ihr gesponnen; zertrümmert eine große Hoffnung."

Guise, in dessen Brust sich alle Leidenschaften befehdeten, ging jetzt mit ausgehöhlten Schritten auf und

nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Endlich brach er das Stillschweigen, indem er krampfhaft und mit gepreßter Stimme ausrief: „Er, — Oberhaupt der Ligue! Was ich mühsam aufgebaut, reißt dieser Schwächling nieder und ich — verspottet, verhöhnt, Preis gegeben der Verachtung. — Steig herauf, Geist! aus meinem Gehirn und friß mein Herz, damit nicht mein Herz den Geist zerfresse und mich hinwerfe in die Nacht des Wahnsinns und der Verzweiflung. Nein! nein! bei allen Wesen des Abgrunds und der Hölle, diese Worte, diese Kraft sprang nicht aus seinem trockenen Selbst, nein! nein! dieser Macht erfreut sich seine verstümmelte Seele nicht, — es ist das Werk jenes Verruchten, ist das Werk von St. Megrin. — Sag, St. Paul, hast Du nicht vernommen, daß auch Matthieu mit im Bunde ist?"

„Wie? — der Astrolog des Königs?"

„Ja! er, er, denn die Worte aus dem Munde des Königs verkündigten es und brachen den Stab über ihn. Ha! was mußte ich hören — mein Anwald — verstorben in Lyon. — Worte, Worte, die mein Gehirn, die das Rund der Erde platt schlagen und mich zur Rache treiben könnten vor dem Throne des Weltgerichts. Ja! ja! sie, die falsche heuchlerische Königin, der Astrolog und St. Megrin, dies ist die höllische Trias, die einen Sturm auf mein Herz, auf mein Leben wagt und meinen Geist antreibt: daß er grübele und sinne auf Untergang und

Vernichtung, wenn auch darüber das Meer der Sünde anschwölle bis zu seiner Höhe. Es sei! es muß! mit St. Megrin fällt die Kraft des Königs, mit Matthieu ein Spion und Werkzeug der Catharina von Medicis. Auf! St. Paul! der Graf ist vielleicht schon im Netz. Suche den Verräther Matthieu. Eile in sein Laboratorium und schleife ihn in mein Haus, damit ich ihn vor ein Gericht stelle, das ihn verdammt, wie er es verdient. Eile, St. Paul, Du bist es mir, Du bist es dem Bunde schuldig."

„Herzog! ich gehe!" rief St. Paul. „Eine That ist mißlungen und was sie uns entrissen, bringe doppelt die Andere."

Hastig wie der Sturmwind, der jetzt an die Fenster schlug, eilte er hinweg. Da dröhnten auf einmal Trompeten und Pauken aus dem Saale herüber; ein allgemeiner Jubel brach los und der Wein schäumte in den silbernen Pokalen, die auf- und niedergingen. Noch nie hatte man den König so heiter und zufrieden mit sich selbst gesehen, als in dieser Stunde. Die Besten von seiner Umgebung, die es noch wahr und redlich meinten, schlossen sich freudig an ihn an, um mit ihm das Fest der Freiheit zu feiern, die sich sein Geist errungen.

Als die Musik von Neuem anstürmte und die Trompeten durch die weiten hell erleuchteten Säle schmetterten, raffte sich Guise empor und raunte mit furchtbarer

Stimme: „Ha! blast! blast nur immer zu. Macht Musik zur Hochzeit, die ich jetzt halten will, denn Braut und Bräutigam sind schon beisammen und der Priester ist heute ein Herzog, der sein Amt verwalten wird, daß vor Furcht und Entsetzen das Licht der Kerzen verlöschen soll. Jubelt nur immer zu! hinein in das Gelag, bald naht ein Hochzeitbitter, wie noch keiner in dem Hause erschienen. Herbei, ihr Wölfe des Nordens! herbei, Entweiherin der Gräber, borstige Leichenfressende Hyäne, ich lade Euch zum Schmause, wo ich eine Thräne und ein Stück Fleisch, ein Edelwildpret auftischen will. — Dröhnt hinein in die Nacht, ihr schmetternden Posaunen, es ist Ruf zum blutigen Gerichte, es ist — Grabgeläute."

Wie ein Rasender stürzte er ab und entfloh aus dem Louvre. Die Röthe seines zornentflammten Gesichtes glich der lohen Gluth der Fackeln und Kienfeuer, die am Portal auf flackerten und sich bis an die Seinebrücke erstreckten, da man zu jener Zeit die Beleuchtung der Straßen durch Laternen noch nicht eingeführt. — Eine düstere schwarze Nacht hatte sich über das weite All gelegt. Der Wind heulte durch die Gassen, wirbelte den Staub auf den freien Plätzen auf und peitschte die Wellen der Seine, die aufgohren und dahinbraus'ten, wie die dunkeln Wolken des Himmels.

Empörung in der Natur. — Empörung im Staate.

Den Drang, unsern Nebenmenschen in augenscheinlicher Noth und Gefahr beizustehen, legte die ewige Gottheit tief in die Seele des Menschen und steigt da in seiner vollsten Kraft auf, wo vielleicht die eigene Schuld mit Theil trägt an dem Unglück des Andern. Getrieben von einer solchen innern Anregung und Unruhe, hatte sich Matthieu in das Hôtel der Guisen begeben, um da St. Megrin aufzusuchen.

In den Mantel gehüllt und als Liguist erkennbar, hatte er die Schwelle des Palastes überschritten und spähte umher. Der Sturm tobte immer fürchterlicher und der Donner rollte dumpf dahin. Behutsam öffnete Matthieu eine Thür, die in ein Zimmer des Herzogs führte. Obgleich auf dem Tische zwei silberne Armleuchter mit brennenden Kerzen standen, so war doch kein Mensch zu hören und zu sehen. Der Astrolog trat in die Fensternische und erhob seinen Blick nach dem Himmel. „Alles still und leer, nur der Himmel tobt," begann jetzt Matthieu. — „Ja, ja, uneins die Menschen und Elemente. — Eine grausige Nacht! Sturm und Blitz; der Himmel gähnt, als hungere ihn nach Raub."

Da trat still der alte Diener Dominique ein. „Gnad' und Friede, Herr!" begann er zu Matthieu, welcher ihm dankte und auf ihn zu ging, um ihm die Hand zu reichen. „Wo kommt Ihr her? Ihr seid ja so verstört?"

„Ich komme aus meiner Kammer," entgegnete der

Alte, wo ich im Gebete zu dem gesprochen habe, der jetzt durch den Donner zur Erde niederspricht."

„Ja! ein furchtbar Wetter! ein Sturm, als wollte er das Herz der Erde zerreißen und aufschleudern durch das Nichts, damit es sich an der Sternenburg zerschelle."

„Ja! ja!" seufzte Dominique, „vielleicht nur darum, weil ein Herz zerrissen."

„Was sagt Ihr? ein Herz zerrissen."

„Ja! daß sich die Fasern zur Rache aufbäumen und in ihrem Grimm dort an jene Mächte appelliren."

Matthieu faßte den alten Diener bei der Hand und sprach: „Sprecht es aus, Dominique! schon kenne ich das Geheimniß. Redet, redet, wir sind allein."

„So vernehmt: Der Page Arthur hat mir im Vertrauen eröffnet, daß ihm der Herzog, mein Herr, eine Rose und den Schlüssel gegeben, welcher in seiner Frau Gemach führt. — Ich kam dazu, der Herzog trat dann heraus und entfernte sich eilig. Ha! noch sehe ich ihn. Seine Augen funkelten wie blutige Sonnen; mit einer Stimme, die den Donner neckte, drang er auf mich ein und wies mich aus der Thür. Ich ging ruhig herab, doch am Geländer lauschte ich — er verschloß die Thür und noch raunen seine Worte: „Jetzt ist er in meiner Gewalt, kein Gott soll ihn retten."

„Wehe!" schrie Matthieu auf. „Was ich geahnt — ist — Wahrheit. Und der Page, sag —"

„Hat pünktlich seine Pflicht erfüllt. Er hat St. Megrin aufgesucht und im Louvre angetroffen.“

„O schreckliche Ahnung!“

„Noch mehr. So eben war St. Paul hier und forschte bei den Wachen, ob man Euch nicht hier im Hause gesehen.“

„Wie? der Hauptspion des Herzogs,“ kreischte der Astrolog. „Allmächtiger! hätte die Königin mich verrathen, mich, den sie in das Verderben hineingelockt. — Kommt, laßt uns St. Megrin aufsuchen, daß er nicht in dies Haus tritt.“

„Es sei! doch Vorsicht. Laßt uns durch den Garten hinwegeilen, denn die Trabanten spähen umher. Bleibt! ich will nur den Mantel überwerfen.“

Eilig ging er in ein Seitenzimmer. Matthieu, den der Schreck allgewaltig ergriffen, wagte kaum einen Schritt vorwärts zu thun, denn der Abgrund, der ihn umgab, umflorte seine Sinne. „O St. Megrin!“ rief er jetzt wehmüthig aus, „ich eilte herbei, um Dich zu retten und trete selbst in die Schlingen, die ich mir durch meinen Trug geflochten. O, ich grauer Thor! ein Weib mußte mich bethören, ein Weib mußte mich in's Unglück und Verderben stürzen. Rächer im Himmel! vergieb, vergieb mir, wenn ich gesündigt und reich mir die Hand, damit ich die Sühnung vollende. Hinweg und nicht gezögert! Rettung um Rettung!“

Wie er nach der Mittelthür eilte, um zu entfliehen, trat plötzlich der Herzog von Guise durch dieselbe ein und schleuderte den Flüchtigen mit nervigem Arm zurück. Ein furchtbares Halt! aus dem Munde des Herzogs fesselte den Alten wie gebannt an die Stelle, wo er noch vor wenigen Secunden das Wort Rettung ausgesprochen. „Herzog! was — wollt Ihr —" stammelte erschrocken Matthieu. „Wahrheit will ich!" raunte Guise. „Wahrheit und Aufklärung!"

„Herr! ich weiß nicht, was mich verdächtigt."

„Ha! Gaunerart! Ausflucht in der Lüge."

„Ich bitte, laßt mich hinweg! ich muß fort, ich steh' im Dienst des Königs."

„Steh', greiser Wicht! Wähne nicht einen Stümper in mir zu finden, den glatte Worte aus seinem Gleise werfen. Im Dienst der Hölle stehst Du, elender Schurke! Du bist gedungen von der Königin. Verrath und Empörung! — Frevel am heiligen Bunde und an meinem Hause. Bekenne auf der Stelle oder lerne, wie man unterm Dolche beichtet."

Rasch zückte er seinen Dolch und drohte den Astrologen niederzustechen. „Erbarmen!" rief selbiger zitternd. Herr! — Erbarmen! verschont das graue Haar und bedenket —"

„Wahrheit will ich haben, ob Du dem Valois das Geheimniß verrathen, was ich Dir anvertraut."

„Das Geheimniß! — Herr! bei meiner armen Seele! beim ewigen allwissenden Gott! ich habe nichts verrathen.“

„Du leugnest? — bekenne!“

„Bekennen, — wo keine Schuld. — O furchtbares zermalmendes Schicksal!“

„Hinweg mit dem Schicksal. Die eigene Dummheit ist es, die Ihr zum Schicksal stempelt. Strafe für Eure Frevel dringt Ihr Elenden dummdreist dem Schicksal auf.“

„Herr! frevelt nicht an Tugend und Gott, an Gott dem Allmächtigen, zu dem ich jetzt flehend meine Hände emporstrecke.“

„Allmächtigkeit? — Gott? — Wo bleibt sein Zürnen, wenn die Unschuld von Menschenhand unterdrückt wird und der Tod sein schönstes Werk zerstört? — Wo ist die gepriesene rettende Hand der Allmacht, wenn tausend blutige Wesen nach Hilfe schreien und dennoch schmählig untergehen?“

„Herr! keinen Spott! — das Jenseits, die Ewigkeit —“

„Ist Hirngespinst!“ entgegnete kalt und scharf der Barbar. „Kranke Zuversicht auf Vergeltung spukt in Euern Köpfen. Der Tod allein ist Vergeltung, denn er zerreißt die Kette, die Euch an den Schmerz fesselt. Darum danke es mir, daß ich Dir jetzt den Tod gebe.“

„Barmherzigkeit!“ flehte der Alte unter den Händen des Gefürchteten. „Gönnt mir die wenigen Tage, die ich noch zu verleben habe.“

„Laß Dein Heulen! — Am Strande der Hölle ist die Reue vergebens. — Du bist es nicht allein, der von hinnen geht, denn noch ein Jüngerer wie Du muß aus der Welt.“

Jetzt war also der Untergang des Grafen beschlossen und die fürchterliche Gewißheit da. Kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, breitete Matthieu zitternd die Arme aus und rief: — „Nun, so nimm mich hin. Doch, höre meine Bitte! höre die Bitte eines Sterbenden: schone das zweite Opfer. Reiß mir die bleichen altergrauen Haare aus! stoß mich in die Nacht der Qualen und laß mich von Deinen Henkern auf dem Rabensteine würgen, nur schenke ihm das Leben.“

„Nichts von Gnade und Vergebung! — Ich will einen Scheiterhaufen aufthürmen, daß die Menschheit erstarren soll vor seiner Größe. Herab! ihr Pechkränze des Himmels! tanzt ihr Wälder! jauchzt ihr Donner, daß der Jubel der Hölle wach wird und mit hineinstürmt in das Weltgericht, das ich erschaffe.“

Thränend stürzte der Astrolog vor ihm nieder, umfaßte inbrünstig seine Kniee und flehte: „Laßt ab! laßt ab von diesen Sünden und vernehmt die Worte eines Greises in der bittern Stunde des Todes.“

„Kein Erbarmen! Du hast am Bunde gefrevelt. Hinab zur Hölle! Deine Reue kommt zu spät.“ Somit stieß er ihn von sich und griff nach einer Quaste, welche an der Wand hing. Während Matthieu abermals seine Kniee umklammerte, ertönte die Glocke. St. Paul stürzte auf dies Zeichen mit mehrern Liguisten herein. „Nehmt ihn hin!“ brüllte Guise. „Theilt Euch in die Beute, denn zu klein wäre mir der Mord an so einer Creatur.“

„Er hat am Bunde gefrevelt! zum Tod!“ schrieen die Liguisten und erfaßten den Alten, den sie jetzt ungestüm hinwegschleiften. Noch unter der Thür vernahm man von ihm die Worte: „O St. Megrin! — auch du — gehst in den Tod!“

Guise sah starr darein in die Gruppe und sann jetzt schärfer nach, wie er mit dem zweiten Opfer seiner Rache verfahren wolle. — Ja! nur ein böser Gedanke im Hirn des Menschen und er erzeugt eine Million, die sich ergänzen und durchdringen bis das ganze Sein des Menschen eine Sünde wird. Triumphirend erhob sich jetzt Guise und rief: „Eins — ist vollbracht. Noch gilt es das Meisterstück. Werde ich als Sieger aus dem Kampfe gehen? — Dreitausend Jahre war das Böse Sieger in der Welt und wird sich auch heute noch den Preis erringen. Jetzt mit Vorsicht an's Werk, mit eiserner Ruhe. Entrinnt er mir jetzt, so ist das

Spiel verloren, denn schon morgen — morgen beginnt der Kampf. — Komm, schon harrt die Taube in den gelegten Schlingen, der Habicht will sich auf sie stürzen und ahnt nicht den Geier hinter ihm, der seine Fänge ausstreckt zum großen gewaltigen Schlage. Jetzt zur Waffe! — Dolch! — Schwert! — Nein! ich hab's — und so soll er fallen. Ha! jubele, nichtiger König! auch ich werde jubeln und hohnlachen, wenn sie dir Kunde bringen von dem großen Trauerspiel. Freiheit! Macht! Empörung! Fallt ab, wie taube Früchte, ihr Planeten des Himmels, damit es feuerflamme durch die Schauer der Nacht und alle Welt meine Rache sehe.

Ungesäumt verfügte er sich jetzt in seine Waffenkammer, während einer von seinen vertrauten Dienern in der Ferne auf den Augenblick lauern mußte, wo St. Megrin sich in das Gemach der Herzogin begab. Dominique, der im Nebenzimmer den ganzen Hergang der Sache vernommen, eilte heraus. „Matthieu! fortgeschleppt zum Tode!" rief er ängstlich. — „Matthieu, der Astrolog des Königs. Noch höre ich seine Worte: O St. Megrin! auch du gehst in den Tod! — Hinweg, Dominique! hin in das Louvre zum König. Dort will ich erzählen, was sich begeben. Hilfe! Hilfe!"

Somit eilte er aus dem Palast und schlug den nächsten Weg nach dem Louvre ein.

Catharina, eingeschlossen in ihr Gemach, wie eine Verbrecherin, erwachte jetzt aus ihrem dumpfen Sein. Wie ein böser Traum war das Geschehene an ihr vorübergegangen, denn ihre reine Seele war nicht fähig, das Gräßliche, was sie erduldet, für Wahrheit zu halten. Bleich, wie ein Schattenbild, erhob sie sich, zitternd öffnete sie die blassen Lippen und sprach: „Es ist geschehen! keine Rettung! kein Erbarmen! — Schwer geht die Zeit, als fürchte sich die Stunde, da sie eine Sünde, eine große schwere Sünde mit sich fortnehmen muß in das Meer der Ewigkeit.“ — Als sie einige Schritte von dannen gewankt, legte sie ihre Hand auf's Herz und sprach mit schmerzlichem Tone: „Konnt' ich es verhindern? — Nein! nein! ich konnte es nicht. Er war mein Peiniger und ich — ein Weib. — O Fluch, der auf uns lastet; an ein fremdes Schicksal sind wir angekettet und unser Loos ist — Dulden.“ Mechanisch sanken ihre Arme herab; ihr Mund schloß sich, als ob die süße Rede von hinnen gewichen und ein ewiges Schweigen beginnen solle. Nach einer tiefen Pause, nach einer Stille wie im Schooß des Grabes, begann sie mit hohler Stimme, gleichsam erzählend, zu sprechen: „Ein armer Pilger geht nach dem Gestade der grünen Meeresfluth, um sich harmlos und still an Gottes Schöpfung zu erfreuen. Die Sonne verglüht — sinkt, und mit ihr das müde Augenlied

des stillen Wanderers. — Da tos't der Sturm und weckt den Schläfer; mit Blitzesschwingen ras't die Brandung auf ihn ein; die Wellen bäumen sich empor, schon netzen sie seine Füße und drohen ihn zu verschlingen, da stürzt er nieder auf seine Kniee, ringt die Hände — Wehe! Wehe! geraubt der süße Trost der Rettung! verloren! verloren!"

Da wallte ihr Busen auf, mit der ganzen Kraft ihres Körpers und Geistes raffte sie sich empor und rief entsetzt: „Der Pilger, — ha! er naht! — Die Brandung, sie kehret wieder. O Gott! kein Licht, daß ich den Leuchtthurm zünde, kein Rettungsarm auf der weiten gruftumgähnten Bahn. — Da! o Himmel! er sinkt in die Schlünde der Vernichtung und dich, herzloser Tyrann, klagt die Schuld als seinen Mörder an."

Verzweifelt schlug sie die Hände über ihrem Haupte zusammen: „Fall aus, Haar! Fleug hin in alle Winde und verkündige den Völkern die Frevel dieses Hauses. Und seid ihr quitt eurer Höllenbotschaft, habt ihr den grauenvollen Eid erfüllt, so stürmt zurück und ringelt euch auf zu Schlangen, damit er in euch das Bild der Ewigkeit erschaue. Nimm hin den Ring, der mich dereinst mit dir verbunden, ich streife ihn ab, so wie du von deiner Seele den Sinn für Glück und Menschlichkeit abgestreift. Nimm ihn hin mit dem Wunsche,

daß dein Herz gesunden und sich so rein bewähren möge, wie das Gold dieses Ringes. Nimm es hin, das Pfand der Treue! das ganze Weh, was in den Stunden unnennbarer Leiden mein Herz empfunden, ist eingerollt in diesem Kleinod."

Wehmüthig verdeckte sie ihr Antlitz und wankte in den Hintergrund des Zimmers. Da erschollen die dumpfen Schläge der Thurmuhr, welche weithin durch die Stille dröhnten. Jeder Ton schlug grausig an das Herz des leidenden Weibes, das still, wie ein zum Tode Verurtheilter die Schläge zählte, welche zitternd in ihrem Innern wiederhallten. Ein schwerer Seufzer tauchte auf aus der gramerfüllten Brust. „Die Zeit ist um," lispelte sie still. „Ich höre den Hammer fallen; vielleicht zum Letztenmale, denn du, armselige Jugend, bist abgethan. — Es sank die Sonne des Himmels und — morgen kehrt sie wieder mit ihrem freundlichen Licht, doch nicht die Sonne meines Lebens. Leb wohl, Welt! ich bleibe dir nichts schuldig; ich gehe zurück in Vaters Haus, in die ewige Heimath. Die Tugend stirbt, ja sie stirbt, doch mit dem Hochgefühle, daß sie ein besseres, ein schöneres Loos verdient, als ihr beschieden war."

Still und ergeben in ihr Schicksal kniete sie nieder, um Trost im Gebet zu finden. Ja, ja, wenn uns die Stürme des Lebens umwehen, dann tröstet ein Blick

zum Himmel, dann finden wir im stillen Gebet die Ruhe, die uns die karge leere Welt versagt. Wenn uns die Welt beschränkt, wenn alle Keime der Hoffnung und des Trostes in unserm Busen ersterben, so blicken wir aus den Wogen des Lebens gleich dem Schiffer auf offenem Meere nach den Sternen, nach dem ewigen nie erforschten Wesen, dessen Haupt die Ewigkeit, dessen Fuß die Unendlichkeit, und ein Meer des Trostes zieht ein in unsere Seele. Die Erde kennt nicht Beständigkeit; der Himmel aber bleibt dem für und für, der nur treu zu ihm hält und auf ihm seine Hoffnung setzt.

Nach einer tiefen Pause öffnete sich leise die Thür. St. Megrin, der still und behutsam selbige mit dem Schlüssel geöffnet, trat ein und blickte nach Catharina.

„Sie betet," lispelte er. „Ein Heiligenbild — wie ich noch keines gesehen. Catharina! hier, an deinem Tempel steht St. Megrin. Auf! in meine Arme! an meine Brust, daß ich das Glück umfasse in seiner ganzen betäubenden Größe; her, an mein überseliges Herz, damit es an dem Deinigen schlage und schwelgend überfließe in der heiligen Brunst."

Catharina, die sich langsam erhoben, wendete sich jetzt nach ihm hin, hielt aber, vom Schmerz überwältigt, im Lauf inne und blieb mit gesenkten Blicken stehen.

„Catharina! wie finde ich Dich?“ versetzte St. Megrin. „Sag, welch namenloses Weh quillt aus den Sternen Deiner Augen; bleich Deine Wangen, Dein Haar zerwühlt wie vom Sturmwind — Catharina!“ — Da stürzte sie auf ihn zu und umarmte ihn mit all der leidenschaftlichen Gluth eines innig liebenden Weibes, welche das Geheimniß ihrer Liebe im Busen birgt, obgleich jeder Gedanke, jeder Blick es laut verkündigt.

„Catharina! sprich, was ist geschehen?“

„Zurück!“ entgegnete sie mit einem Tone von Schärfe und doch so unendlicher Weichheit und Anmuth. „Zurück, St. Megrin, wenn Du es noch vermagst und noch über Deinen Willen gebieten kannst. Du wähntest in einen Tempel zu treten, in ein Eden, wo die Liebe Dir Kränze flicht; doch Dein Fuß steht in einer Mörderhöhle, die Dolche sind gezückt und wenn Du nicht entrinnen willst in dieser Minute, wenn Du trotzen willst dem Verhängniß, welches der Himmel über uns geschickt, so empfiehl den Sternen Deine Seele und mach' Dich vertraut mit dem ewigen Schlafe.“

„Wie? Du sprichst vom Tod? hier, an dieser Stätte, wo mir ein neues herrliches Leben erblühen soll?“

„Betrug! Verrath! Du bist umgeben von Liguisten, das Pfand an Dich, o Gott! wenn Du mich liebst, wenn nur ein Blick von Dir je mich angeschaut, so kniee dort, wo ich zum Himmel gebetet.“

„Was sagst Du? — Betrug? — Catharina! löse mir die Räthsel! — keine Liebe! — Betrug!"

„Die Zeit eilt, bete und forsche nicht."

„Nur eins, und wäre es das letzte Wort, was über Deine Lippen geht, ward hier dieses Pfand, ward diese Rose von Deiner Hand gesendet?"

Catharina machte eine verneinende Bewegung mit der Hand, denn die Wehmuth erstickte ihre Worte, zumal sie jetzt den höllischen Betrug übersah, den man in ihrem Namen verübt. St. Megrin trat bleich und entsetzt zurück, indem er ausrief: „Wie? Du liebst mich nicht? — Nur Wahn und Täuschung wäre das Licht gewesen, das sich in das Dunkel meiner Seele gesenkt? Mit meinem Himmel hättest Du gespielt und den Freudenbaum meines Lebens entblättert, wie hier diese Rose, die jetzt den Schmelz verstreut, daß nur Dornen und Kelch sich noch gestalten? — Catharina! nein! Du willst es nicht, daß ich den Kelch so bitterer Leiden trinken soll."

„O schweig! schweig!" entgegnete Catharina. „Und wenn es Wahrheit wäre, die reinste Wahrheit, müßte ich Dich nicht in dieser Stunde an das Heil Deiner Seele mahnen? — St. Megrin! erfülle die letzte Pflicht, wie ich sie an Dir erfüllt mit Gott dem Allmächtigen und Allwissenden."

„Mich versöhnen durch Reue und Gebete? — Wo

Reue ist, da ist Schuld, ich aber bin mir keiner Sünde bewußt. Doch wenn ich der größte Sünder wäre, der jetzt die Hand aufstreckt zum nächtlichen Himmel, ich kann es nicht, ich vermag es nicht, denn mein Hirn erfüllen Pläne, die sich jetzt aufschwellen zu Thaten, welche die Ewigkeit in die Schranken fordern und meinen Namen durch die Welten stürmen werden. Reue? Tod? — Ein Meer des vollsten innigsten Lebens quillt durch meine Poren und ein Sein, wie ich es noch nie empfunden, füllt mein ganzes seliges Innere. Ha! des Königs Retter! nur noch wenig Stunden und über Frankreich steigt die Sonne der Glückseligkeit auf. Nur noch wenig Stunden, so stürze ich die Medicis und die Guisen mit ihrer gepriesenen Macht krümmen sich im Staube. Nein! nein! ich kann nicht beten, ich will nicht beten, ich will den Zorn des rächenden Himmels auf mich laden, damit Dich allein die Reue umschwebe, als Geißel für Deine That, die Du an mir gethan, an mir, der nur in Deiner Liebe die Quelle seines Lebens fand und vor dessen Augen das weite All erblindete, wenn er Dich nicht sah, Dich, um die ich kreis'te wie dürstende Planeten und nun verloren, gemordet all die heiligen Gefühle, zerstört ein glühendes gottentsprungenes Leben."

„Halt ein!" rief Catharina, indem sie auf ihn zustürzte, „um Dich zu retten, ergriff ich den Giftbecher

und setzte ihn an meine Lippen, um Dein Leben zu erhalten gab ich Preis das meinige, allein der Himmel will nicht das Opfer eines Weibes."

„Catharina! Du liebst mich noch? mein Hoffen war kein Wahn?"

„Prüfe, o prüfe selbst, wer von uns Beiden die Schuld trägt. Wer riß das Unglück in dieses Haus, das jetzt drohend über unsern Häuptern hängt, um zu zerstören und zu vernichten? Du allein hast es gethan, Du, Ungestümer, hast mich verfolgt auf allen meinen Wegen und den Zauberer beschworen, daß er seine bösen Künste anwende, um ein Geständniß zu erpressen."

„Den Zauberer? — den Astrologen?"

„Hast Du es nicht gethan, so ist es Werk der Catharina von Medicis, um den Groll des Herzogs zu erregen und um Dich zu stürzen. Du allein hast den Frieden meiner Seele gemordet und einen Schmerz in meine Brust geworfen, den nur ein Weib ertragen kann."

„O Gott! was habe ich gethan! — Licht! furchtbar tagt es. Licht der Hölle!"

„Ja! Licht der Hölle, wenn du deine Fackel gezündet, um sie hineinzuwerfen in die Dämmerung des Friedens. Beschimpft den Gatten und ihn im Uebermuth zum Kampf auf die Vernichtung in die Schranken gefordert. O St. Megrin! Du träumtest von Siegen und ranntest blindlings in das Verderben."

„O, ihr ewigen Mächte! ich wollte, Gutes und Böses ist aufgeblüht aus meinen Saaten. Ja, ja! Werk des Satans in der Hülle eines königlichen Weibes. O Himmel, du weißt es, ich wollte Millionen glücklich machen und einen König schaffen, der da herrsche über die Völker im Sinne deiner ewigen Gesetze, aber du hast es anders bestimmt und mein Haupt mit einem Fluche belastet, der mich hinwegreißt in den Zeiten der Noth und Gefahr. Gieß herab deinen Segen, daß er auf Schlangen niederträufle, wie es dein Rathschluß. Haß säugt die Milde, Hoffnung die Megäre, die Welt geht aus ihren Fugen, damit die Hölle hervorgrinse und verschlinge jedweden heiligen großen Gedanken."

„Fliehe! fliehe!" rief ängstlich Catharina. „Hinweg! die Speere sind gezückt, sie dringen an, Dich zu verderben, Dich zu morden. Hinweg, Freund! rette Dich, rette Dein Leben. Auf! bei Deinem Haupte, das ich nie betrübt, beim Heil unserer Seelen! bei des Erlösers Leiden flehe ich Dich an, such' Rettung in der Flucht, damit nicht auch Dein Busen die Qualen empfinde, die ich erduldete, daß die Wolken des Himmels zerrissen und die Engel eine Thräne des Mitleids herniederweinten auf diese öde trostverlassene Erde."

„Für mich geduldet, für mich Schmerz und Qual ertragen und Preis gegeben das theure geheiligte Leben. — O ihr Himmel! schaut auf sie herab, wenn euch nicht

die Scham, das große Gottesauge verdunkelt, jetzt, jetzt frage ich euch: habt ihr in euren Räumen ein Weib wie dieses, hat die Natur ein zweites Ebenbild in der großen weiten Schöpfung? — Ha! die ewigen Sterne schweigen und bergen sich verschämt in die Wolken. Bring' es Gefahr, bring' es den Tod, ich muß den Kelch umfassen, den ich mit so bitterm Leid gefüllt und wenn die Donner des Himmels ihr zermalmendes: Nein! dazwischen brüllten."

Mit aller Gluth der Liebe umschlang er den keuschen Leib und rief mit heiliger Begeisterung: „Herr des Himmels, der du jetzt herniederblickst! muß ich in den Tod, so laß mich hier an dieser Brust, hier an diesem Altar mein Leben verhauchen, laß mich von hier hinübergehen in deinen Himmel, es ist der kürzeste Weg, denn das Wehen ihres Odems ist Auferstehungsluft, Hauch der Seligen. Herr des Himmels und der Erde! laß mich hier, wo ich dir so nahe bin, um meinen Himmel werben, laß mich einmal, nur noch einmal lieben und dann hinübergehen in das bessere Jenseits."

Catharina, die sich an seine Brust gelehnt, erhob das reine blaue Auge gen Himmel und rief: „Es stirbt der Leib, doch nicht — die Liebe."

Da vernahmen sie Schritte und Tumult vor der Thür. Catharina umklammerte St. Megrin und sprach hastig: „Sie nahn! der Mörder kommt und lechzt nach

Deinem Blute. Nimm mich auf, daß ich mit Dir vollende, daß ich mit Dir sterbe und gehe den weiten Weg. Ja! jetzt, in dieser Stunde breche ich das Geheimniß und spreche es aus vor aller Welt. Jetzt, wo mich kein Eid, kein Gelübde mehr bindet, bekenne ich meine Liebe. Schlugst Du auch meinem Herzen tiefe, unheilbare Wunden, ich vergebe Dir und Gott, der Allerbarmer wird auch verzeihen. Ja, ja! ich spreche es aus, ich muß es sprechen: ich liebe Dich bis über jenes Leben."

„Erd' und Himmel! hast du es gehört: Ich liebe Dich bis über jenes Leben!" wiederholte mit seliger Verklärung St. Megrin, indem er sich wild von Catharinen losriß. „Vergebung! — liebe Dich! — Ha! rase heran, heulender Nord mit den Schauern der Vernichtung, wühle die Gräber der Erde auf und knicke die Häupter der Riesenculmen, daß sie herabstürzen und zermalmen das sündige Geschlecht mit ihrer ehernen Wucht. Hebe Dich aus den Angeln, Erdball! werde Chaos, Natur! höre auf zu pulsen, schlagendes Herz und lausche den Worten ihrer Lippe: Vergebung Dir! ich liebe Dich —"

Da fiel ein Schuß. Catharina stieß einen Schrei des Entsetzens aus. St. Megrin griff krampfhaft in seine Brust, indem er stammelte: „dies traf — mein Leben!" und stürzte dann nieder. Catharina eilte herbei und stützte sein Haupt; in der geöffneten Thür stand Guise mit dem Todesrohr. Der Schreck hatte St. Megrin

die Sprache geraubt; nach einer Weile erhob er den Blick zu Catharinen, die letzten Lebensgeister tauchten auf und mit brechender Stimme lispelte er: „Groß muß die Wonne sein — zu sterben in Mutterarmen. Doch — aller Wonnen größte, zu sterben — in den Armen — der Geliebten."

Die brechenden Augen noch auf Catharina gerichtet, hauchte er seine Seele aus. Mit unsäglichem Schmerz warf sich die Herzogin über die Leiche und rief mit erschütternder Stimme: „Todt! — Todt! —"

Starre, eisige Ruhe. Da erscholl es plötzlich wie ein Donner aus heiterm Himmel: „Platz dem König!" — Fackellicht drang durch die Hallen des Palastes. Dominique war in das Louvre geeilt und hatte dort Hilfe gerufen. Als der König das Complott vernommen, rief er Alle auf, ihm zu folgen. Zwei Diener mußten eiligst fort, wovon der Eine den Gouverneur der Bastille, der Andere Meister Martin, den Scharfrichter, herbeiriefen, die sich dem Zuge anschlossen. „Platz dem König!" erscholl es nochmals und die Waffen der Schweizerwachen klirrten voran.

„Um des Himmels Willen! — der König!" schrie St. Paul, der jetzt mit mehrern Liguisten herzustürzte. — „Laßt ihn kommen! ich fürchte ihn nicht!" entgegnete Guise, indem er die Thüre aufriß. „Herbei! wer es auch sei! ich, der Herzog von Guise, that den Schuß.

Herein, in das Gemach! hier liegt der Freche, der mein Haus beschimpft."

Da trat der König nebst seiner Mutter, so wie Epernon und Büssy d'Amboise und mehrere der Hofherren ein. Epernon drängte sich hindurch und war der Erste, der den Gefallenen erkannte.

„Ha! seh' ich recht?" rief er entsetzt und taumelte zurück. „Erblinde, Stern der Augen! stürzt euch herab, ihr Wetterbäche der Sündfluth! schaut her, schaut her! hier, in seinem Blute liegt der Herzog Megrin."

Ein allgemeines Entsetzen ergriff die Umstehenden. Wie niedergeschmettert standen sie da und blickten beim Schein der Fackeln auf die Gruppe. Nur Catharina von Medicis blieb ruhig. Ihre Blicke, obgleich kalt und starr, feierten einen Triumph und heimlich sprach sie zu sich selbst: Ich bin am Ziel!

Bleich wie der Entseelte, gelähmt jedwede Kraft, wankte jetzt der König herbei, schlug den schwarzen mit Hermelin gefütterten Sammetmantel von sich, in den er sein Antlitz gehüllt und blickte mit schmerzzerrissenem Gesicht auf die Leiche. „Todt! todt! mein einziger Freund!" stammelte er mit zitternder Stimme. „Ein ausgebrannter Krater! schaudernd blickt mein Auge in seine Tiefen. — Weich, König! auf blutigem Grunde hat hier des Todes Majestät seinen Thron erhöht und sein Reich aufgeschlagen für — den Mord."

Während die Umstehenden ein eisiger Schauer überlief, erhob sich Catharina wie ein erstehendes Weltgericht und sprach mit Vision: „O unerbittlich strenge Rächerin! du wolltest Tod und — deine Pfeile, sie fehlten nicht. Ein Gott, ein Grab und droben — eine Liebe. Ja! ja! ihr habt's erfüllt, ihr habt Wort gehalten. Reicht euch über diesem Leichnam die Hände zur Versöhnung oder zückt eure Schwerter zur Vernichtung, ich habe keinen Theil mehr an euch. Empor den Blick! empor die Seele! Ja! geliebter Freund! ich komme, ich folge dir nach, um vereint mit dir den ewigen Schlaf zu schlafen."

Entkräftet sank sie neben der Leiche nieder. — Ruhe wie im düstern Schooß des Grabes; ergriffen war jegliche Brust von dem Ungeheuern was geschehen. Nach einer starren Pause, während welcher der König in dumpfer Betäubung dagestanden, ermannte sich selbiger, nahm einem Diener eine Schrift aus der Hand und trat männiglich vor Guise hin. Wie zwei blutige grollende Löwen traten seine Augen aus der Höhle und mit markerschütternder Stimme rief er, indem er die Schrift dem Herzog entgegen hielt: „Kennst Du diese Schrift? kennst Du diesen Stammbaum?"

Guise fuhr bei dem Anblick erschrocken zusammen und wurzelte seine Blicke zur Erde. Wüthend ballte der König die Schrift in seiner Hand zusammen und schrie: „Empörung! Hochverrath! Raub mit frevler Hand an

meiner Krone, von Dir, Verruchter, der Du hingewürgt meinen einzigen Freund, von Dir, den die Hölle auswarf zur Geißel der Menschheit, damit ihr ein Gedanke werde von jenem Tage, wo sich der ewige Herrscher im Zorn auf seinen Thron setzt, um zu richten die Thaten der Menschen. Auf! Deine Zeit ist gemessen, Dein Reich ist zu Ende. Ich, ich **bin König!** und werde es bleiben, so lange noch ein Aderschlag dies morsche Gehäuse durchzuckt. — Gouverneur der Bastille: hier steht Euer Staatsgefangener — dort der Henker."

Druck von P. T. Melzer in Wurzen.

er Buchb.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Drobisch, Theodor,

Thron und Herz Historischer Roman

Leipzig 1843

P.o.germ. 282 td
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107450-6